Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 6 Leipzig, den 8. Februar 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Bleibe bei uns, Herr, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt. Aus dem Englischen — Christus ein Lehrer — Die deutsche Bibelübersetzung im Mittelalter: 5. Gedruckte hochdeutsche Bibeln; 6. Einzeldrucke des Psalters; 7. Verhältnis der gedruckten Bibel zu den vier von geschriebnen Vorlagen abgenommnen Handschriften — Gehört das Alte Testament in den christlichen Religionsunterricht der Jugend? 2 — Familienregister — Frauenerziehung — Die Botschaft Tolstois: 3. Der Morgen des Gutsherrn; 4. Die Kosaken — Bücher und Schriften: Der Ausweg; die Wahrheit des Christentums; Glaube und Glaube — Anzeigen

Bleibe bei uns, Herr, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt

Aus dem Englischen

Bleib bei mir, Herr, der Abend bricht herein, —
In Finsternissen laß mich nicht allein!
Wenn niemand hilft, und ich verzage schier,
Hilf meiner Schwachheit auf, o bleib bei mir!

Schnell ebbt des Lebens kurzer Tag dahin,
Der Erde Lust und Herrlichkeit entfliehn,
Dem Untergang geweiht ist alles hier,
Nur Du bist ewig, Herr, o bleib bei mir!

Herr, ich bedarf Dein jeden Augenblick,
Versuchung scheuchst in Gnaden Du zurück.
Mein Stab und Stecken bist Du für und für;
Im Dunkel und im Licht, Herr, bleib bei mir!

Von Dir beschützt, fürcht ich nun keinen Feind,
Kein Leid drückt schwer, obs noch so bitter scheint;
Wo ist dein Stachel, Tod? Dein Siegespanier,
O Hölle! Sieh, mein Jesus bleibt bei mir!

Mein brechend Auge heft ich noch auf Dich,
Dein Kreuz weist aufwärts zu dem Himmel mich;
Die Welt versinkt, — schon aus der Himmelsthür
Strahlt Glanz der Ewigkeit . . . Herr, bleib bei mir!

Strs

Christus ein Lehrer

1

Christus ein Lehrer? Das klingt halb orthodox, halb rationalistisch. Es kann auch orthodox oder rationalistisch gemeint sein. Aber liegt das im Worte? Wir streiten nicht um Worte.

Was heißt „Lehren“?

Manche verstehen ganz wunderliche Dinge unter Lehren und Lernen. Sie meinen: einen Satz vorsprechen und eine Handlung vormachen heiße „Lehren,“ nachsprechen und nachmachen „Lernen“! So „lernen“ Tiere ihre Kunststücke; so „lernten“ wir, als wir zu lernen begannen, oder vielmehr, so „lernten“ wir, als wir noch nicht lernten, so lernten wir lernen.

Wenn ein Kind, das aus der Schule entlassen wäre, wohl vieles auswendig könnte, wüßte aber nicht sich zu finden, könnte zwar rechnen, aber weder ein- noch verkaufen, zwar lesen, aber ohne Gedanken mit den Worten zu verbinden, zwar sehr schöne Buchstaben machen, aber keinen Brief, nicht einmal eine Rechnung schreiben, so würde man sicherlich nicht sagen, daß es „was gelernt“ habe.

Man kann in gewisser Hinsicht sagen, daß der Unterschied zwischen Orthodoxie und Rationalismus in einer tiefern Einsicht in das Wesen des geistigen Lebens besteht, und das heißt immer auch in einer tiefern Einsicht in das Wesen von Lehren und Lernen. Der Rationalismus hatte eingesehen, daß geistige Wahrheiten nicht durch Auswendiglernen angeeignet werden, sondern durch Verständnis. Aber er faßte dieses Verständnis als ein verstandesgemäßes; und nichts ist beleidigender für ein religiöses Gemüt, als wenn die Dinge der sittlichen Welt auf Verstandeskategorien gespannt werden. Das sehen bedeutet sein eignes besseres Ich auf der Folter sehen. Es ist durchaus verständlich, daß dem gegenüber eine erbitterte Reaktion hereinbrechen mußte. Aber es ist ebenso beklagenswert, daß diese Reaktion zu weit ging und die Aufgabe, ein Verständnis der sittlich-religiösen Welt zu gewinnen, mit hinwegkehrte. Und nichts verwirrt den Kampf der Gegenwart so, als diese Verwechslung von Verstand und Verständnis. Dieser grammatische Schnitzer ist es, der überall Rationalismus aufspürt und denunzirt, wo es sich um auch noch so ernstreligiöse Sehnsucht nach Verständnis handelt. Und doch ist diese Sehnsucht durch die Reformation zu tief in uns eingepflanzt, als daß sie jemals aus unsern Herzen weichen könnte. Ja, es hat unser Geschlecht ein tiefer, ingrimmiger Haß ergriffen gegen Worte, die Dinge ersetzen sollen. Diesen Haß zu schüren, diesen heiligen Haß, ist Pflicht jedes Christen; denn Worte haben stets das Bestreben, sich zwischen die Dinge und uns zu stellen. Kalt und fremd stellen die Worte sich zwischen den lebendigen Gott und sein Kind, zwischen Christus und seine Erlösten. Heißt aber „heiliger Geist“ nach 1. Kor. 2, 10 und 11 Verständnis der Tiefen der Gottheit, so ist unser Kampf ein Kampf, ein heißes Ringen um den Geist von oben; und das ist es, was ihm seine Schärfe giebt.

Für die Schule hat man dem Rationalismus schon längst die Parole entgegengestellt: Nicht nur Unterricht, sondern auch Erziehung. Es kann einer das schönste System der Sittlichkeit erdacht und alle einzelnen Beziehungen zwischen den einzelnen Gesetzen eingesehen und doch nicht Sittlichkeit gelernt haben. Er hat sie verstanden, aber er hat kein Verständnis von ihr gewonnen. Ein Verständnis der sittlichen Welt gewonnen haben, das heißt: von einer glühenden Sehnsucht nach dem Ideal, nach der herrlichen Welt droben, der friedevollen, kraftvollen Welt, da Gott im Geiste Christi herrscht, ergriffen sein; das heißt: nicht ruhen und rasten können im verzehrenden Eifer für den Gott, dem man gegenübergestanden hat nackt und bloß, ohne Schutz von Gesetz und Bekenntnis, Antlitz in Antlitz. —

Etwas gelernt haben, das heißt: aus einem blinden, müßigen, spielenden Wesen in einen sehenden, wollenden, denkenden, zweckvoll handelnden Menschen verwandelt, umgeschaffen sein.

Lehren ist Schaffen.

Schaffen ist nicht immer Lehren. Ein Samenkorn schafft man wahrhaftig nicht in eine Pflanze um, indem man es über

die Lebensbedingungen der Pflanze belehrt. Aber einen Menschen schafft man freilich in einen neuen Menschen um nicht ohne daß man ihn irgendwie über die Lebensbedingungen des neuen Menschen belehrt. Nicht das Vorsagen macht es, auch nicht die verständige Einsicht. Sicherlich nicht! Wie man ihn so lehrt, daß man ihn umschafft, das ist Sache des Lehrers. Aber ohne Lehrer geht es durchaus nicht. Weshalb nicht? Deshalb nicht, weil es sich in der Religion immer irgendwie um Aneignung von geistigen Dingen handelt, von Dingen, die durch unser Bewußtsein gehen müssen. Denn es handelt sich um die Schöpfung eines neuen geistigen Menschen, es handelt sich um Erlösung dadurch, daß man den Menschen in die Welt des geistigen Lebens versetzt, und daß dadurch alles Leben in der Welt samt seiner Not eine neue Bedeutung für ihn erlangt.

Darum: Lehren ist Schaffen; Lehren ist eben die Form des Schaffens auf höheren Stufen, des Schaffens im geistigen Leben.

Wo bliebe sonst die Erfüllung der Verheißung? Denn Vergebung der Sündenstrafen, Erlösung aus der Not verlangten die alttestamentlichen Frommen. Das war ihre Hoffnung, das ihre Verheißung. Hat sie sich denn erfüllt? Ist die Erlösung durch Christus eine Erlösung von der Not, der äußerlichen Not, gewesen? Ist sie nicht eine Erlösung nur von der Schuld?

Nein! auch von der Not. Das wäre keine Erlösung, die nicht von der Not erlöste.

So ist wohl die Lösung der sozialen Frage die wahre Erlösung?

Nein! eben nicht. Wir können auch heute nichts andres bringen, als die alte Botschaft von der Erlösung durch Christi Geist, zwar einer Erlösung auch aus der äußerlichen Not, aber umsomehr einer innerlichen Erlösung. Es giebt keine andre! auch in unsrer sozialen Zeit: wir wissen keine.

Und deshalb ist vom Lernen die Rede. Und deshalb ist die Theologie des Wortes alles und die Theologie der „Thatsachen" nichts. Deshalb ist Christus Lehrer; Lehrer als Herr, Lehrer als König, Lehrer durch sein Leben, Lehrer durch sein Sterben, sein Reich seine Lehre, die Ausbreitung seines Reiches die Ausbreitung seiner Lehre, das ganze Christenleben Lehren und Lernen, Buße und Glaube, Vergebung und Erlösung, Rechtfertigung und Heiligung, Bekehrung und Wiedergeburt — alles Lehren und Lernen. Deshalb ist Christus Träger des Wortes, fleischgewordnes Wort.

Oder haben wirs nicht von ihm gelernt, daß alle Not nicht Not, sondern gutes vollkommnes Geschenk, nicht Strafe, sondern gnädige, barmherzige Führung sei? Lernten wirs nicht, als wir „Unser Vater!" rufen lernten?

Christus war Lehrer, Lehrer eines einzigen Satzes, des Satzes: „Gott ist unser Vater!"

Diesen Einen Satz lernen heißt freilich ein andrer Mensch werden, seinen ganzen Sinn ändern, sich zu Gott wenden, Vergebung erlangen, des Herrn harren, seine Seele zum Lichte schaffen und in die Herrlichkeit eingehn.

Es kann einer sein ganzes Leben hindurch lernen: Bibel, Gesangbuch, Katechismus und alle andern Bekenntnisse seiner Kirche dazu auswendig lernen, und doch noch nicht angefangen haben mit dem Buchstabieren des Einen Satzes: „Gott unser Vater."

Und es kann einer in seiner Werkstatt, auf seinem Acker, hinter seinem Steinhaufen auf der Straße diesen Einen Satz studieren, und am Ufer der Ewigkeit wird er sich in die Arme Gottes werfen, der mit der Stimme Christi ihm antworten wird: „Gehe ein, mein Sohn, zu meiner Herrlichkeit!"

2

Dieses Lernen ist freilich schwer, man zerlernt sich sein Leben daran. Denkt! Israel buchstabierte jahrhundertelang, ohne das rechte Verständnis der Not dabei zu lernen. Mancher Psalm ist ein Buchstabe in dem Satze: „Gott ist unser Vater." Und als einer im Volke den ganzen Satz gelernt hatte, da schrak die Mehrzahl vor der Gewalt dieses in Fleisch und Blut übergegangnen Wortes dermaßen zurück, daß sie ihr Antlitz verhüllten und schrieen: „Kreuzige! Kreuzige!" — die andern aber,

daß sie niederfielen und riefen: „Mein Herr und mein Gott!" und opferten ihr Leben dem Lebensworte.

Als wir im Unglück nur immer um Abwendung rufen konnten, da hatten wir noch nicht mit dem Buchstabieren begonnen. Als wir zum erstenmale in der tiefen Not ahnten, was uns die Not zur Not machte, da fingen wir an mit dieser Schule. Als unsre ganze Seele in Sehnsucht entbrannte nach Gott, nach dem lebendigen Gott, also daß wir auf ihn warteten, „mehr als Wächter auf den Morgen, Wächter auf den Morgen," da lernten wir rufen: „O daß uns Gott ein Vater würde!" Als zum erstenmale Christus, unser Herr, unsrer Seele verständlich wurde, da lernten wir sprechen: „Gott wird unser Vater sein!"

Wann wir es lernen: „Gott ist unser Vater"? Ganz hat es auf Erden nur Einer dahin gebracht!

Ich meine, es bleibt wohl auch für uns Christen etwas Zukunftston in dem Worte!

Für die Frommen des Alten Bundes deshalb, weil sie das Reich ihres Gottes in der Abwendung der Not und im Genusse des Sinnenglücks suchten.

Sind wir so ganz davon frei? Von der Not sprachen wir schon. Aber trachten wir nie in unserm religiösen Leben nach starkem, ja nach berauschendem Genuß? Und doch bleibt es dabei: Gott läßt sich nicht erfahren mit den Sinnen und in den Nerven, daß man von „genießen" sprechen könnte; er naht uns in unserm Herzen und Gewissen. Christus hat uns erlöst nicht zum Genießen, sondern zu einer lebendigen Hoffnung.

Glauben ist eben durchaus nicht Genießen oder „Erfahren," sondern ein Ansichreißen der Zukunft mit starkem Wollen und Sehnen. Deshalb bleibt freilich der Zukunftston auch in unsern Gebeten bis in die Ewigkeit hinein! — Doch so, daß unser Harren und Hoffen seines Zieles um Christi willen gewiß geworden ist, daß wir in unsrer Hoffnung auf Gott der Welt trotzig gegenüber stehen können. Unser Glauben ist und bleibt Hoffen, aber unser Hoffen ist auch Glauben. Diese starke, feste, sichere, freie, männliche Stimmung kann wohl nicht ohne Schwanken festgehalten werden, soll aber doch immer mehr in uns wachsen, immer mehr in uns zum Siege gelangen; daß sie zum Siege gelange, harren wir zu Gott.

Die Frommen des Alten Bundes haben schon etwas geahnt von dem Satze: „Gott unser Vater." Aber eben nur geahnt. Sie lernten ihn gewissermaßen mit der Zunge stottern; aber sie verbanden kein Verständnis des Lebens und seiner Not mit den Worten.

Was unterscheidet unser Lernen von dem Lernen Israels? Daß wir durch Christus Anschauungsunterricht erhalten haben in dem großen Satze: „Gott ist unser Vater," und daß wir ihn so etwas mehr verstehen, seiner Wahrheit etwas mehr gewiß werden können!

„Etwas mehr?" Darum mußte Christus sterben? Ja, darum! Um etwas mehr Verständnis, um etwas mehr Gewißheit! Es ist sicherlich so. Dieses „Etwas mehr" scheidet Himmel und Hölle von einander. Bs

---

Die deutsche Bibelübersetzung im Mittelalter

5. Gedruckte hochdeutsche Bibeln

Nächst Mainz, der Pflanzstätte der Buchdruckerkunst, zeichnete sich Straßburg durch seine litterarische Thätigkeit und seine glänzenden Druckerzeugnisse vorteilhaft aus. Obenan steht hier der Name Johann Mentel oder Mentelin aus Schlettstadt. Nachdem er im Jahre 1447 als Goldschmied das Straßburger Bürgerrecht erworben hatte, errichtete er etwa zehn Jahre später in seiner neuen Heimat eine Druckerei. Die Thätigkeit, die er entfaltete, kann mit Recht eine großartige genannt werden; sie verschaffte ihm weithin Ansehen und erhob ihn unter die reichsten Männer der Stadt. Kaiser Friedrich III. gestattete ihm, als Wappen den Löwen des Schlettstädtischen Wappenschildes anzunehmen. Wenn er bald nach Eröffnung seiner Druckerei eine lateinische Bibel in zwei Foliobänden ausgehen ließ, so trat

er damit in die Fußstapfen seiner Vorgänger; daß er aber auch eine deutsche Bibel druckte, zeugt von einer Unerschrockenheit, die auch neue Wege einzuschlagen sich nicht scheut, wenn sie glaubt, damit das Rechte zu thun. Noch immer wird der Ruhm dieser That vielfach dem Heinrich Eggestein zugeschrieben, der nach dem Zeugnis des Hieronymus von Gebweiler anfänglich mit Mentel in Geschäftsverbindung stand, 1466 aber eine selbständige Druckerei errichtete.

Bereits vor hundert Jahren hat der bayrische Hofbibliothekar Gerhoh Steigenberger die Mentelsche Bibel für die erste deutsche erklärt und seine Ansicht durch zureichende Beweise gestützt; in neuerer Zeit sind besonders Karl Biltz und Wilhelm Walther dafür eingetreten. Es dürfte auch für unsre Leser von Interesse sein, Näheres über die beregte Frage zu hören, zumal von dieser ersten Bibel alle folgenden abhängig sind, das Werk also hier in besonderm Sinne den Meister lobt.

Zunächst bemerken wir, daß in der äußern Anordnung beider Bibeln, der Mentelschen und der Eggesteinschen, im allgemeinen Uebereinstimmung herrscht. Die erstere hat zwar durchschnittlich 61, die letztere nur 60 Zeilen auf der Kolumne, jene, mit kleinern Typen, aber weniger Abkürzungen, zählt 405, diese 403 Blätter; trotzdem stimmt in beiden Werken vom Anfang bis zum Buch Hiob Blatt für Blatt. Von hier an aber bis zum Schluß der Klagelieder Jeremiä hat Eggestein den Druck anders eingerichtet, und dadurch ist die Minderzahl der zwei Blätter gegen Mentel bedingt. Nur in einem Punkte vermeidet er es peinlich, von seinem Vorgänger abzuweichen, in den Anfangsworten der Seiten. Um hier Gleichheit herzustellen, macht er sich kein Gewissen daraus, am Schluß einer Seite ein Wort, auch wohl eine ganze Zeile wegzulassen, mag der Zusammenhang immer gestört werden. Die Annahme, Mentel habe das in seiner Vorlage Fehlende ergänzt und doch Wert auf den gleichen Anfang der Seiten gelegt, ist nicht denkbar; darnach kann schon Eggestein nicht vor Mentel gedruckt haben.

Auch die Textgestaltung beweist, daß Eggestein nachgedruckt hat. Eine große Anzahl sinnentstellender Druckfehler haben beide Bibeln gemeinsam, aus diesen läßt sich also kein Beweis für oder wider entnehmen. Wenn aber Eggestein an manchen Stellen seiner Bibel das Richtige hat, wo Mentel das Verkehrte bietet, so ist doch wieder klar, daß jener der zweite Drucker ist; denn daß Mentel eine Stelle, die einen guten Sinn giebt, so schlecht hätte nachdrucken sollen, daß dem Leser durch seinen Text Rätsel aufgegeben wurden, ist in der That nicht anzunehmen. Wenn wir bei Mentel gulck finden, bei Eggestein aber glück, dort kolcks, hier volcks, bei jenem beschriet, bei diesem bescheiet (umzäunt), so sieht jeder, daß Eggestein an diesen Stellen mit Verständnis geändert hat. Nicht überall freilich sind seine Aenderungen Verbesserungen. Das Land Gosen heißt in der Vulgata Gessen; die Handschrift, die Mentel benutzte, ist wohl schwer zu lesen gewesen oder hat auch schon den richtigen Namen nicht gehabt; genug, er druckt Zessen. Eggestein erschien dies falsch, er änderte, aber verkehrt, und machte aus Zessen — ze sein (zu sein); darnach lautet die Stelle 1. Mose 45, 10 bei Mentel: entwele (verweile) in dem lande Zessen; bei Eggestein: entwele in dem lande ze sein. Am deutlichsten aber kennzeichnet sich Eggestein als zweiten Drucker dadurch, daß er veraltete Wörter durch moderne ersetzt. Während wir bei Mentel noch zeswe und winster lesen, finden wir bei Eggestein bis auf eine Stelle überall rechts und links; für das mittelhochdeutsche lusamen, lusen (lauschen) bei Mentel lesen wir hier hören. Weiteres anzuführen erscheint uns hier nicht angezeigt; aus den wenigen Gegenüberstellungen läßt sich zur Genüge entnehmen, daß Eggestein sein Werk später gedruckt hat. Im Jahre 1466 ging die erste deutsche Bibel aus Mentels Offizin hervor; die Eggesteinsche, als ihr Nachdruck, hat vor 1467 die Presse nicht verlassen können, geratener erscheint es, das Jahr 1470 anzusetzen.

Gegen den Ausgang des siebenten Jahrzehnts im fünfzehnten Jahrhundert hielt die Buchdruckerkunst auch in der Hauptstadt des Schwabenlandes, in Augsburg ihren Einzug; das bis jetzt bekannte erste dort mit Angabe der Jahreszahl gedruckte Werk ist 1468 erschienen. Auch die deutsche Bibel ging mehrmals

von dort aus; von einem sonst nicht bedeutenden Drucker Johannes Pflanzmann wurde die Eggesteinsche Bibel wahrscheinlich 1473 neu aufgelegt. Eine viel bedeutendere Verlagsthätigkeit entfaltete in der genannten Stadt Günther Zainer; besonders die technische Ausführung seiner Drucke ist derart, daß wir ihm ein hervorragendes Verdienst um die Weiterentwicklung der neuen Kunst zuschreiben dürfen. In erster Linie gilt dies von seinen beiden deutschen Bibelausgaben, deren erste wohl auch 1473 erschienen ist, während die zweite sich selbst als im Jahre 1477 gedruckt anzeigt. Obwohl wir die dritte und die vierte Bibel Augsburger Druckern verdanken, haben sie doch keinen Zusammenhang unter einander; vielmehr hat die vierte Bibel die zweite, Eggesteinsche, Ausgabe benutzt. Dies ergiebt sich daraus, daß in ihr gerade die Fehler sich finden, die jene vor allen andern Bibeln voraus hat, und daraus, daß die Verbesserungen, die in der dritten, der Pflanzmannschen, Bibel angebracht sind, hier keine Berücksichtigung gefunden haben. Um nur ein Beispiel anzuführen, so ist in den beiden ersten Bibeln Psalm 142 (143), 10 übersetzt: in dem gerechten Wege; die dritte hat das Richtige: in das gerecht „ertrich" = Land; die vierte liest wieder wie die beiden ersten und hat es so verschuldet, daß alle folgenden Bibeln, die auf ihr ruhen, den Fehler herübernehmen. Wir würden allerdings irren, wollten wir daraus den Schluß ziehen, als ob in der vierten Bibel ein Rückschritt gegen ihre Vorgängerinnen vorläge, sie hat auch ihre Vorzüge; der größte besteht darin, daß sie in dem Ausdruck wechselt, um die Eintönigkeit, an der die erste Bibel leidet, zu heben. Darum verdrängt sie oft untadelige alte Ausdrücke und setzt moderne ein, oder wenn sie diese beibehält, fügt sie zutreffendere oder allgemeiner verständliche zur Erklärung hinzu. So stellt die vierte Bibel nach der sprachlichen Seite allerdings einen Fortschritt gegen die frühern dar; sie selbst nimmt das Lob für sich in Anspruch, vor allen andern früher gedruckten lauterer, klarer und wahrer zu sein.

An die Zainersche Bibel reiht sich als fünfte die Schweizerbibel an; sie ist 1474 in Basel erschienen und giebt die gebräuchlichen gemeindeutschen Ausdrücke in schweizerischem Idiom. Lange hat man umgekehrt gezählt; sollte aber Zainer wirklich später gedruckt haben, als sein Geschäftsgenosse in Basel, so würde er alle Verbesserungen, die jener vorgenommen hatte, wieder unterdrückt haben. Man vergleiche bei Zainer „und es ward gethan" mit „und es geschah" in der Schweizerbibel; das „genad wirken" dort mit „dank wirken" hier, und man wird sehen, wo das Bessere zu finden ist. Zainer aber zutrauen, daß er statt der letztgenannten Ausdrücke die erstern wieder eingesetzt habe, hieße ihn zu niedrig taxiren.

Im Jahre 1477 beschenkte Zainer das deutsche Volk mit einer zweiten Bibel aus seiner Offizin, der sechsten in der Gesamtzahl; ihm folgte sein Mitbürger Anton Sorg, ebenfalls mit zwei Bibeldrucken, 1477 und 1480, mit der siebenten und achten deutschen Bibel. In gewissem Sinne denkwürdig ist die neunte, 1483, also im Geburtsjahre Luthers bei Anton Koburger in Nürnberg erschienene Bibel; sie hat als Vorlage gedient für die elfte und zwölfte, während die zehnte bei Johann Grüninger in Straßburg gedruckt worden ist. Von der dreizehnten Bibel, die manche Fehler ihrer Vorgängerinnen verbessert hat, ist die vierzehnte und letzte ein genauer Nachdruck.

6. Einzeldrucke des Psalters

Wir sahen oben, daß einzelne Bücher der Bibel in besondern Handschriften vorliegen; so ist es auch mit den Drucken. Im Mittelalter wurde besonders der Psalter einzeln gedruckt, denn die Psalmen standen infolge ihres liturgischen Gebrauchs in höherm Ansehen, waren auch bekannter als andre Teile der Schrift. Außer den Bibeln, mit denen wir uns bekannt gemacht haben, kennen wir einen fünffachen Abdruck dieser Lieder. Einer geht zurück auf die Eggesteinsche Bibel, vier sind der zehnten, der von Grüninger herausgegebnen, entnommen. Ein deutscher Hiob ist abgedruckt aus einer der Bibeln, die wir als die neunte bis vierzehnte zählen, während die Offenbarung des Johannes als Abdruck aus der Bibel von Koburger erschien, hier geziert mit Bildern, die tendenziös gegen die Geistlichkeit gerichtet waren.

7. Verhältnis der gedruckten Bibel zu den vier von geschriebnen Vorlagen abgenommnen Handschriften

Zwischen den von einer geschriebnen, nicht von einer gedruckten Vorlage abgenommnen Handschriften der deutschen Bibel, das sahen wir oben, besteht keine derartige Verwandtschaft, daß eine von der andern abhängig wäre, die gedruckten Bibeln dagegen weisen alle aufeinander hin, die erste bildet den Grundstock für die ganze Reihe. *Besteht nun, das ist die weitere Frage, eine Abhängigkeit der ersten gedruckten Bibel von einer der vorhandnen vier von geschriebnen Vorlagen abgenommnen Handschriften?* Vielfach ist hier der Tepler Kodex genannt worden. Allein bei nüchterner Prüfung der in Betracht kommenden Erscheinungen kann diese Behauptung nicht aufrecht erhalten werden. Achten wir auf den ursprünglichen Text in der Tepler Handschrift, so begegnen uns schon gar viele Abweichungen von der ersten gedruckten Bibel. Noch mehr sprechen gegen die angenommne Abhängigkeit die Randbemerkungen. Wenn Mentel in seine Bibel die Randglossen nicht aufnahm, die mit dem Ton der gesamten übrigen Uebersetzung nicht harmonirten, so verstehen wir das; wenn er also 1. Kor. 1, 20 nicht nach Tepl einsetzte „hat den nit got torat gemacht di waisheit dirr welt," sondern „macht den got nit tumb die weisheit dirr werlt"; wenn er den ganzen Abschnitt Apostelgesch. 15, 5—21 nicht aus den Nachträgen von Tepl herübernahm, so können wir dies würdigen, denn da stoßen wir auf ein ganz absonderliches Deutsch, nur so erklärlich, daß der Abschreiber die Stelle nach seiner Art, aus eignem Vermögen übersetzt hat; aber daß wiederum der Drucker der ersten Bibel nicht die Zusätze oder Nachträge eingesetzt hätte, die eine entschiedne Verbesserung des Textes zu wege brachten, würde uns um so mehr auffallen. So ist es aber in der That; darum kann die Tepler Handschrift nicht Vorlage für die erste gedruckte Bibel gewesen sein. Woher hatte denn aber der Tepler Kodex die Randbemerkungen, die die erste Bibel teilweise aufgenommen und so eine Verbesserung ihres Textes bewirkt hat? Aus der Handschrift stammen sie, aus der auch die ursprünglichen Lücken ergänzt sind, und die der von der ersten gedruckten Bibel benutzten ältern Handschrift nahe stand. Nur so läßt es sich auch erklären, daß ein Teil der Randbemerkungen Rückkehr zu dem ursprünglichen Text darstellt.

Hat denn wohl die Freiberger Handschrift dem Drucker der ersten deutschen Bibel vorgelegen? Dafür könnte sprechen, daß sie die ursprüngliche Textfassung öfter bewahrt hat als die Tepler. Römer 2, 1 lautet in dieser: „Darum bistu unentredlich, o Mensch, ain jeglicher, der du urteilst." Gewöhnlich ist aber in der deutschen Bibel die Anrede vorangestellt; darnach hat Mentel wie der Freiberger Kodex: „O ain jeglich Mensch, du da urteilst, darum bistu unentrethlich." Jedoch im übrigen sind der Verschiedenheiten so viele, daß die oben gestellte Frage nicht bejaht werden kann. Freiberg hat, wie Tepl, Fehler, die die erste Bibel nicht hat, und die dem Schreiber zur Last fallen, nicht dem Uebersetzer. Zum Beleg ziehen wir die Stelle Apostelgesch. 4, 32 heran. Die erste Bibel hat: noch ir keiner sagt ze sein sein keins der ding, die er besasse; die Abschreiber der Vorlagen von Tepl und Freiberg fanden hier dieselben Worte; sie nahmen aber Anstoß an dem zweimaligen „sein" und schrieben: noch kainer sagt ze sein die dink, die er besaß.

Wir fassen das Gesagte kurz dahin zusammen, daß allerdings die Tepler Handschrift mit der Freiberger und wiederum beide mit der ersten Bibel vieles gemein haben, daß aber viel fehlt, um mit Sicherheit behaupten zu können, daß die beiden Handschriften von einander abhingen, oder die erste Bibel von einer der beiden.

R—n

Gehört das Alte Testament in den christlichen Religionsunterricht der Jugend?

2

Unumwunden möchten wir zunächst unserm Verfasser einräumen, daß das Evangelium von Jesus Christus, dem Heiland der Welt, dem Herzen in der That ohne alttestamentlichen Vorkursus wirksam nahe gebracht werden kann. Paulus hat es in Athen gethan. Da beginnt er ohne weiteres mit dem Zeugnis von dem Einen lebendigen Gott, dem Schöpfer und Regierer der Welt, und schließt daran sofort die Mahnung zur Umkehr von den falschen Göttern und die Verkündigung von dem bevorstehenden Gerichte über die Welt und von Jesus dem Auferstandnen, in dem „Er es beschlossen hat und jedermann vorhält den Glauben." Da ist von weitläufiger alttestamentlicher Vorbereitung nicht die Rede. Und so werden auch wir unsren Kleinen, wenn wir sie zur Krippe von Bethlehem führen, einfach und ohne langen alttestamentlichen Vorkursus erzählen können, wie gut es der liebe Gott mit uns meine, und wie er seinen lieben Sohn zu uns auf die Erde gesandt habe, um uns in den Himmel zu bringen — oder wir werden ihnen die Geschichte von Jesus dem Kinderfreunde erzählen und ihnen sagen, wie lieb der Herr Jesus auch sie habe, und wie sie ihn wieder lieb haben und als gute Kinder seinem heiligen Willen Gehorsam sein sollen. Wenn wir aber so mit unsern Kleinen sprechen, dann senken wir den Keim des Glaubens in ihre Herzen, und dazu bedarf es allerdings nicht vieler Vorbereitung aus dem Alten Testament.

Aber sobald wir das Lebensbild unsers Heilands mit unsern Kindern eingehender betrachten wollen, so wird der Rückblick ins Alte Testament doch auf Schritt und Tritt unentbehrlich. Schon der Name „Christus," der über der Krippe und dem Kreuz leuchtet, weist ins Alte Testament. Wie sollen wir unsern Kindern die Engelbotschaft: „Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr, in der Stadt Davids" — anders verständlich machen, als indem wir ihnen von der Hoffnung und Sehnsucht der Väter nach dem zukünftigen Heil und dem zukünftigen Heiland sprechen? Alle Advents- und Weihnachtslieder sind davon voll, sie müßten alle über Bord geworfen werden, wenn das Alte Testament keine Stelle mehr im Jugendunterrichte finden sollte. Und wie sollten wir unsre Kinder in die Passion des Herrn einführen ohne jene Voraussetzungen? Nichts andres ist ja die Ursache der Verwerfung Jesu durch sein Volk, als daß er auf den Christusnamen feierlich Anspruch erhob und sich für den Messias seines Volkes und damit freilich zugleich auch für den gottgesandten König des für alle Völker bestimmten Gottesreichs erklärte. Wollen wir aber die Lehrreden Jesu mit den Kindern lesen — welchen Sinn kann die Bergpredigt für sie gewinnen, wenn sie von dem Gesetz, das der Herr hier erfüllend auslegt, noch nichts gehört haben oder überhaupt nichts zu hören bekommen sollen?

Der Verfasser wird einwenden, das treffe seine Darlegungen nicht, denn einige historische Notizen über das Alte Testament seien selbstverständlich notwendig, nur gegen die selbständige Beschäftigung mit ihm wende er sich. Eine Vorstufe zum Christentum sei ja allerdings das Alte Testament, aber in keinem andern Sinne als auch die heidnischen Religionen solche Vorstufen gewesen seien. So wenig man aber die Kinder mit den religiösen Ideen der Griechen und Römer eingehend bekannt mache, um sie alsdann von dieser Vorstufe aus zu Christus hinzuführen, so wenig sei ein eingehender Unterricht über das Alte Testament nötig. Denn irgend eine besonders ausgezeichnete Stellung könne dem Alten Testament und dem Volke Israel in religiöser Hinsicht nicht eingeräumt werden.

Die hergebrachte Anschauung, daß Israel wenigstens bezüglich der Religion das auserwählte Volk sei, hat ihren hauptsächlichen Grund darin, daß man die heidnischen Religionen falsch und oberflächlich beurteilt und an sie mit einer absichtlichen Geringschätzung herantritt. Die allgemeine Religionsgeschichte und die vergleichende Religionswissenschaft belehren uns eines Bessern, und mit ihnen stimmt die historische Betrachtung des Alten Testaments zusammen. Die heidnischen Völker standen und stehen so gut unter der göttlichen Vorsehung wie das jüdische. *Es giebt kein auserwähltes Volk.* Das Auserwähltsein ist nur eine jüdische Behauptung, ebenso wie es eine griechische Behauptung war, alle andern Völker außer den Hellenen seien Barbaren. Dergleichen Engherzigkeit ist nur bei Menschen zu finden. Der himmlische Vater aber umfaßt mit seiner Liebe alle Nationen gleichmäßig, er kennt keine Parteilichkeit. (S. 89.)

In dieser Auffassung vom Verhältnis des Alten Testaments zum Neuen dürfte der Schwerpunkt aller Ausführungen

des Verfassers liegen. Eine spezifische Eigentümlichkeit der alttestamentlichen Religion ist für den Verfasser nicht vorhanden. Wie außerordentlich nahe z. B. die biblische Schöpfungsgeschichte den meisten Ueberlieferungen andrer Völker, besonders westasiatischer und namentlich semitischer stehe, sei durch die Entzifferung der assyrischen Keilschriften klar gestellt. Auch da finde sich eine ganz ähnliche Reihenfolge der Schöpfungswerke, der ganze Unterschied bestehe nur darin, daß in jener altbabylonischen oder assyrischen Ueberlieferung die Geschichte der Weltentstehung zugleich Geschichte der Götterentstehung ist, und daß hier eine Mehrheit von Göttern die Schöpfer der Welt sind (S. 107). Das erscheint dem Verfasser offenbar ein gar geringer und unbedeutender Unterschied, während sich die Sache doch so verhält, daß gerade an diesem Punkte, also gleich in den ersten Worten des Alten Testaments, die Kluft, die die alttestamentliche Religion von allem Heidentum trennt, sich aufs deutlichste enthüllt. Hier das: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde"; dort — wir brauchen bloß an Hesiods Theogonie denken —: „Im Anfang waren Uranos und Gäa" d. h. Himmel und Erde als Götter personifizirt. Hier der große Glaubensgedanke: die Welt das Werk des Einen, lebendigen Gottes, der mit seinen ewigen Gottesgedanken über ihr waltet und sie zu seinem Reiche bestimmt hat, das trotz aller menschlichen Sünde und Verkehrtheit kommen und allen Völkern das Heil bringen soll; und dort eine trübe Vermischung des geahnten Unsichtbaren und Göttlichen mit dem Sinnenfälligen, mit der Welt. Diesen Glaubensgedanken, dessen Träger die Gottesmänner des Alten Testaments sind, und der von einer dieser prophetischen Gestalten auf die andre vererbt und unter den weitern geschichtlichen Erfahrungen immer weiter vertieft wird, mit den Ahnungen des Göttlichen bei den außerbiblischen Religionsstiftern und den griechischen Philosophen auf gleiche Stufe stellen, das ist eine Verkennung des wahren Sachverhalts, die Wunder nehmen muß, und für die sich der Verfasser auf ein Zitat aus Schleiermacher schwerlich berufen darf. Der wahre Sachverhalt ist der: es ist in der That eine völlig eigentümliche religiöse „Auffassung," ein völlig eigentümliches religiöses „Bewußtsein," oder sagen wir lieber: eine völlig einzigartige „Glaubensgewißheit," die wir bei den Gottesmännern des Alten Testaments finden, und mit der sich schlechterdings nichts im Heidentume vergleichen läßt — deren Wahrheit aber auch für uns im Lichte des Neuen Testaments feststeht. Der lebendige Gott, der Schöpfer und Regent der Welt — das ist auch für uns einer der Grundartikel unsers Glaubens, so schwer er uns auch manchmal ankommen mag, wenn wir uns zu pantheistischen oder dualistisch-pessimistischen Anschauungen versucht fühlen. Sein Reich, das große „Königreich Gottes," ist ferner ein Glaubenssatz des Alten Testaments, der ebenso für uns unter dem Neuen Testament seine volle Giltigkeit hat. Und Gottes Reich nur da, wo Gottes Wille verwirklicht wird im Leben der Einzelnen wie der Völker, das ist gleichfalls zugleich alt- und neutestamentlich. Wenn aber zugestanden werden muß, daß die alttestamentlichen Gottesmänner Träger von Glaubensgedanken und Glaubenswahrheiten sind, die wir sonst nirgends in der Völkerwelt finden, und deren volle Entfaltung uns das Neue Testament gebracht hat — dann wird sich gegen eine „auserwählte Stellung" Israels unter den Völkern wohl nichts einwenden lassen, ob wir nun mit dem Verfasser darin eine „Parteilichkeit" Gottes sehen wollen oder nicht. Es ist diesem Volke eben thatsächlich eine Gotteserkenntnis, eine „Offenbarung" der Wahrheit Gottes zu teil geworden, wie keinem andern Volke.

Steht die Sache aber so — sind im Alten Testament wirklich die Zeugnisse eines Glaubenslebens niedergelegt, das wesentlich derselben Art ist wie das, das im Neuen Testament waltet; besteht die Verschiedenheit beider Testamente nur darin, daß im Neuen Testament das höchste Heil in der Person Christi in Erfüllung gegangen ist, während es im Alten Testament geahnt, gehofft, ersehnt wird, und weiter darin, daß im Lichte der Erfüllung das Wesen der himmlischen Güter, des Reiches Gottes natürlich klarer erfaßt werden kann als im Dämmerschein der Erwartung: dann ist die gesamte religiöse

Führung und Leitung Israels von den hohen Gestalten des Alten Testaments bis zum Heilande und seinen Aposteln ein zusammenhängendes Ganze, und dann werden wir im Unterricht der Jugend nicht trennen dürfen, was Gott zusammengefügt hat.

Jede Vertiefung in den Inhalt des Alten Bundes wird vielmehr dem wachsenden Verständnis für den Neuen Bund zu gute kommen. Unentbehrlich aber ist diese Vertiefung in das Alte Testament schon deshalb, weil für gewisse Glaubenswahrheiten gerade hier der klassische Ausdruck zu finden ist, die im Neuen Testament mehr vorausgesetzt als ausführlich dargelegt werden.

Wir sagten vorhin, der Schwerpunkt für die Stellung des Verfassers zum Alten Testament liege in der Verkennung der spezifischen Eigentümlichkeit des Inhalts des Alten Testaments. Wir könnten auch sagen, dieser Schwerpunkt liege in der Verkennung der spezifischen Eigentümlichkeit des Inhalts des Neuen Testaments. „Gottes- und Menschenliebe" — das ist nach den einleitenden Bemerkungen des Verfassers das Wesen des Christentums. „Erhebung über die Welt und Beherrschung der Welt durch kindliches Vertrauen auf Gott und durch sittliches Handeln, hervorgegangen aus Liebe, das ist die christliche, das ist die vollkommne Religion": in gewisser Beziehung mag das richtig sein. In dieser innern Verfassung des Herzens offenbart sich, zeigt sich in der That das Christentum. Aber sein Wesen wird auf diese Weise doch höchst unvollkommen beschrieben. Eine zutreffende Beschreibung des Christentums muß zugleich die wirksame Kraft bezeichnen, die in der Seele dieses neue Leben der Gottes- und Menschenliebe hervorruft. Von selbst oder lediglich durch Belehrung über das Wesen Gottes, die wir von Christus empfangen, und durch Anschauen des Vorbildes, das er uns giebt, kommt diese Gottes- und Menschenliebe nicht zu stande. Sie kommt nur dadurch zu stande, daß der Mensch eine Gewißheit der ihm selbst trotz aller Sünde und Gottentfremdung geltenden Gottesliebe empfängt, die keine noch so schöne allgemeine Belehrung über das Wesen Gottes geben kann, eine Gewißheit, die sich auf Thatsachen gründen muß, die keinen Zweifel zulassen. Diese Thatsache ist die Erscheinung der Person Christi selbst. Ist er wirklich der, für den er sich ausgiebt, der Mensch, der in einem einzigartigen Verhältnis zu Gott steht, der der Mittelpunkt, das Haupt der Menschheit, ihr Erlöser, ihr Richter, der König des langersehnten Reichs ist, der dies Reich nicht bloß verkündigt, sondern bringt? Wenn dies erhabne Bewußtsein Jesu von seiner Stellung zu Gott und der Welt recht hat — und wenn wir zugleich sehen, wie dieser Eingeborne vom Vater in dienender Liebe bis zum Tode am Kreuz den Verlornen nachgeht, um sie zu sich zu ziehen und ihnen das ewige Leben mitzuteilen, dann ist der Beweisgrund da, daß Gott in unsrer Mitte ist, daß wir ihm vertrauen können, dann besiegt diese Liebe Gottes in Christo unser Herz. So wird Christus uns zur Quelle der Kraft eines unbedingten Vertrauens zu Gott und des Geistes der Liebe zu den Brüdern. Aber zu dieser Kraft wird Christus uns nur dann, wenn wir das konkrete Lebensbild seiner wirklichen geschichtlichen Erscheinung, zu der selbstverständlich die ganze Vorgeschichte seines Volkes unabtrennbar gehört, mit empfänglichem Herzen erfassen. Wenn wir in Jesu nur den weisen Lehrer eines neuen, geläuterten Gottesbegriffs und das edle Vorbild wahrhaft religiösen Verhaltens erkennen, dann können wir allerdings von der Wirklichkeit seiner geschichtlichen Erscheinung und ihren geschichtlichen Voraussetzungen absehn, aber die Lehrsprüche, die wir uns dann von ihm einprägen, und die einzelnen Thaten dienender und helfender Liebe, die wir uns von ihm vorhalten, werden schwerlich das neue Leben seliger Glaubensgewißheit mit all ihren heiligenden Folgen in uns erzeugen können.

Das sind nun freilich so elementare Wahrheiten, daß es uns im Grunde peinlich ist, uns mit einem „christlichen Theologen" darüber auseinandersetzen zu sollen. Wir möchten auch kaum glauben, daß die Abwendung vom Alten Testament oder seine Bekämpfung als Gegenstand des Jugendunterrichts von Hause aus bei ihm ihren Grund darin gehabt hat, daß er sich in den Zusammenhang des Alten Testaments mit dem Neuen

schlechterdings nicht hat finden können. Was der Verfasser über die Entbehrlichkeit des Alten Testaments sagt, scheint uns vielmehr erst eine nachträgliche, theoretische Konstruktion zu sein, um seine ursprünglich auf ganz andern Gründen ruhende Stellung zum Alten Testament zu rechtfertigen. Diese andern Gründe aber dürften in der Schwierigkeit liegen, die in der That dem christlichen Lehrer bezüglich des rechten Gebrauchs des Alten Testaments entstehen. Mit diesen Schwierigkeiten hat, wie es scheint, der Verfasser zu kämpfen gehabt, und weil er ihrer nicht Herr geworden ist, hat er sich nicht anders zu helfen gewußt, als daß er das ganze Alte Testament über Bord wirft.

Wenigstens mag es manchem christlichen Lehrer so gehen, wenn er sich auch, wie oben schon bemerkt, nicht gleich zu so radikaler Verwerfung des Alten Testaments entschließt. Welche Grundsätze soll der christliche Jugendunterricht bei Behandlung des Alten Testaments verfolgen? Einige der Schwierigkeiten erwähnt unser Verfasser. Wie sollen die Anfangsgeschichten der Genesis behandelt werden? Sie als „empirische Geschichte" darzubieten, erscheint ihm als Mißbrauch der Bibel. Aber werden diese Geschichten für die Jugend nicht entwertet, wenn man der naiven, buchstäblichen Auffassung irgend welche allegorische Auslegung unterschiebt — oder gar von diesen Erzählungen als „frommen Sagen" etwas einfließen läßt? Wie soll man sich zu den zahlreichen Anthropomorphismen und Anthropopathismen stellen? Wenn von Gottes Arm, Fuß, Hand, Auge u. s. w. die Rede ist, dann ist es ja leicht, das als bildlich gemeint zu erklären; aber wenn wir nicht bloß vor einzelnen Ausdrücken der Art stehen, wenn in der Schrift, z. B. 1. Mose 18, von leiblicher Erscheinung Gottes, von seinem Sitzen, Gehen, Stehen, Essen und Trinken mit Abraham die Rede ist — wie sollen wir uns da helfen? „Der Herr roch den lieblichen Geruch von Noahs Opfer," er empfindet Reue, ändert seinen Sinn. Das ist nach unserm „christlichen Theologen" im Sinne des heiligen Schriftstellers eigentlich zu nehmen — erklärt man solche Anthropopathismen weg, so thut man nach seiner Meinung der Bibel Unrecht, man fälscht sie. Haben wir ein Recht, unsre höhere Betrachtungsweise an Stelle dieser naiven Vorstellungen treten zu lassen? Ebenso geraten wir in Schwierigkeiten, wenn wir von gewissen Abschnitten der biblischen Geschichte eine so zu sagen pragmatische Darstellung geben wollen und z. B., um das oben erwähnte Beispiel zu benutzen, an die Frage kommen, wie Joseph in seinem Glücke so ganz des alten Vaters vergessen konnte? Diese Beispiele von Schwierigkeiten in der Behandlung des Alten Testaments lassen sich natürlich um das Hundertfache vermehren, und es ist merkwürdig, daß der Verfasser, der sonst so ausführlich ist, nur so wenig davon zur Sprache bringt und sich hier eine gewisse Zurückhaltung auferlegt. Kgr

Familienregister

Vom 14. bis zum 27. Oktober tagte in Berlin die brandenburgische Provinzialsynode. Sie hatte unter anderm auch ihr Gutachten über den „Entwurf von Formularen für die Agende" der preußischen Landeskirche abzugeben. Dabei kam es wieder zu lebhaften Erörterungen über den kirchlichen Gebrauch des sogenannten apostolischen Glaubensbekenntnisses. Vermutlich werden manche von denen, die bei diesem Kampfe beteiligt waren, gemeint haben, es handle sich um den christlichen Glauben, indem es sich um diesen Ausdruck des christlichen Glaubens handelte. Die in diesem Irrtum Befangnen sind ohne Zweifel der Ansicht gewesen, bei der Debatte um das Bekenntnis stehe man mitten im Allerheiligsten des Glaubens selbst.

Gleichzeitig mit der Synode der Provinz Brandenburg tagte die Generalsynode der Pfalz. Sie hatte am 24. Oktober über eine Vorlage ihres Konsistoriums, die Einführung von Familienregistern betreffend, zu beraten. Wer nun beides zusammenstellt: Agende und apostolisches Glaubensbekenntnis dort, Familienregister hier — der wird vielleicht sagen: da ist über das Höchste und Wichtigste und über das Alleräußerlichste zu gleicher Zeit beraten worden. Aber gerade das Aeußerlichste hat oftmals die größte Bedeutung für das innerliche Leben. Wenn man in Berlin vor den Debatten über das apostolische Glaubensbekenntnis erst über die Einführung von Familienregistern beraten hätte, so wäre man ohne Zweifel über die Wertschätzung des apostolischen Glaubensbekenntnisses eher zur Einmütigkeit gekommen. Wer die sittliche Not unsrer Gemeinden kennt, der wird vielleicht eine Beratung über die Einführung von Familienregistern für notwendiger halten, als die Erörterungen über das Apostolikum.

Offenbar hat die Kirche die Aufgabe, durch Predigt, Abendmahlsfeier und Gebet die Gemeinden zu sammeln und im christlichen Glauben und Leben zu erhalten. Aber die man sammeln und in der rechten Gesinnung erhalten soll, die muß man erst gewinnen und haben. Die Gemeinde darf es nicht dem Zufall überlassen, wie viele von denen, die zu ihr gezählt werden, ihr von Herzen angehören. Sie hat die Pflicht, um die Verirrten und Gefallenen, um alle, die sich in sittlicher Gefahr befinden, sich zu kümmern. Das ist nur dann möglich, wenn sie weiß, wer zu ihr gehört. Da aber kein Kirchenvorstand alle seine Gemeindemitglieder im Gedächtnis haben kann, so muß er ein Verzeichniß über sie führen. Soll eine Gemeinde nicht ein Chaos, ein Gewirr von Menschen sein, die einander und der Gesamtheit unbekannt sind, so muß jeder Kirchenvorstand ein Verzeichnis der Mitglieder seiner Gemeinde haben. Das bedarf keines Beweises.

Solch ein Verzeichnis anzufertigen, das ist zunächst natürlich etwas höchst Aeußerliches, etwas Mechanisches, eine Schreiberarbeit. Bei jeder Volkszählung werden von jedem Orte Verzeichnisse der Einwohner, auch Familienregister, angefertigt. Als ich für meinen Bezirk ein Familienregister anlegen wollte, da gab ich dem Direktor unsers statistischen Büreaus an, welche Häuser zu meinem Bezirk gehörten. Gegen eine Vergütung schrieb mir einer seiner Beamten alles ab, was ich brauchte. Die Mitglieder des Hausväterverbandes geben mir nun Nachricht über eingetretene Veränderungen. Da diese Mitteilungen nicht ganz vollständig sind, so lasse ich durch einen meiner Beamten von Zeit zu Zeit bei den Hausbesitzern, die meist Mitglieder meines Hausväterverbands sind, nachfragen, ob Wohnungswechsel stattgefunden haben. Ist dies der Fall, so gehe ich zu der neuangezognen Familie und schreibe die Familienliste selbst bei ihr nieder. So lernt sie mich und ich lerne sie kennen. Auf diese Weise werden mir vorhandne Notstände bekannt. Bin ich einmal säumig gewesen, habe ich doch einmal von einem Studium mich zu lange fesseln lassen und erfahre ich dann zu spät von einer Not oder von einem Ereignis, das der Bezirksgemeinde zur Unehre gereicht hat, so treten die heilsamen Gewissensbisse ein, die mich zu besserer Verwaltung meines Amtes antreiben.

Die Familienregister haben also zunächst den Wert, daß die Vertreter und Leiter der Gemeinde mit ihren Gemeindemitgliedern in geordnetem Verkehr bleiben. Nimmt man sich nicht die Mühe, seine Gemeindemitglieder aufzuschreiben, so nimmt man sich nicht die Mühe, planmäßig sich um sie zu kümmern. Wird man durch die Fortführung der Hauslisten gezwungen, seine Gemeindemitglieder regelmäßig kennen zu lernen, so lernt man auch in erschöpfender Weise kennen, welch eine unübersehbare Arbeit an den einzelnen Familien und an den einzelnen Personen zu thun ist. Kennt man diese Aufgaben, giebt man sich an sie dahin, so wird man praktischer und nüchterner. Die Streitigkeiten um Bekenntnisformeln kommen einem dann vor wie die Streitigkeiten über den Schnitt und die Farbe des Rockes, den ein Kranker nach seiner Genesung tragen soll. Wäre ich in Berlin Bischof mit unumschränkter Gewalt, so würde ich den um das apostolische Glaubensbekenntnis Streitenden sagen: geht erst hin, legt selbst Familienregister für die ganze Stadt Berlin an, lernt dadurch die Zustände in den Gemeinden kennen — wenn das geschehen ist, dann kommt wieder; wir wollen dann, bereichert durch Erfahrungen, von denen ihr jetzt noch nichts ahnt, den Streit wieder aufnehmen. Ich bin überzeugt, alle würden dann sich ihres Eifers schämen und sagen: wir wollen gern uns mit dem einfachsten Bekenntnis begnügen, wenn wir nur eins werden, um mit vereinter

Kraft die Berge von äußerer und Seelennot zu überwinden, die wir vorgefunden haben. Der Priester und der Levit lassen den Verwundeten ruhig verbluten, weil sie zum Tempel gehen und opfern müssen. Der ketzerische Samariter macht sich an die Arbeit und rettet ein Menschenleben. Dies Gleichnis ist die innere Geschichte aller Lehrstreitigkeiten in unsrer Kirche.

Ich teilte soeben mit, wie ich, mitten in der Arbeit in einem großen Bezirke von über sechstausend Gemeindemitgliedern stehend, in den Besitz von Familienregistern gekommen und wie ich bemüht bin, sie fortzuführen. Ich muß hier noch einer Einrichtung gedenken, die ich in einer Gemeinde der hannoverschen Landeskirche vorfand. Als ich in sie eintrat, da wurde mir vom Kirchenvorstande gesagt, nun sei es meine Pflicht, alle Familien der Gemeinde zu besuchen. Ich habe das gethan, Monate dazu gebraucht und werde nie vergessen, welche Freude mir das bereitet, und welchen Gewinn es mir eingetragen hat.

Nun wird man mir zunächst einwenden: ja, wie kann das ein Pfarrer in einer großen Stadt? Sind dazu die Bezirke (wenn man nämlich überhaupt so gewissenhaft gewesen ist, eine Bezirkseinteilung zu schaffen) nicht viel zu groß? Und wechseln die Gemeindemitglieder nicht zu häufig? Diese Fragen machen den Segen, den die Familienregister bringen sollen, erst vollkommen klar. Ist endlich anerkannt, daß man diese Verzeichnisse haben muß, daß eine Gemeinde nicht ein Haufen von Menschen ist, von dem niemand weiß, wer dazu gehört — dann ist auch ein Maßstab für die Größe der Bezirke vorhanden und ein genügender Antrieb, sie zu verkleinern, d. h. die Zahl der Geistlichen zu vermehren. Hört die Möglichkeit, die Familienregister fortzuführen, auf, dann ist für den Geistlichen der Arbeitsbankerott eingetreten. Dann muß der Not abgeholfen, sein Bezirk also geteilt werden. Wird diese Not nur recht fühlbar, läßt sie sich klar nachweisen, so treibt sie noch weiter zu Reformen. Man führt eine Besoldungskasse für jede Landes- oder Provinzialkirche ein. Die Landes- oder Provinzialkirchen erinnern sich daran, daß sie nicht bloß Agenden und Gesangbücher herauszugeben und Anordnungen zu treffen, sondern vor allem dafür zu sorgen haben, daß es nie an den unbedingt notwendigen Arbeitskräften fehlt. Man wird dann auch davon abkommen, durch kirchliche Luxusbauten die vorhandnen Mittel zu vergeuden und die Seelsorge dabei Not leiden zu lassen.

Es ist ein Jammer, daß manche Landeskirchen noch wie ein Glückstopf sind. Da giebt es dürftige und sehr bedeutende Einkommen. Wer das Glück hat, der zieht das große Los und wird bei wenig Arbeit ein reicher Mann. Sagt man, die Geistlichen müßten in allen Gemeinden derselben Landes- oder Provinzialkirche gleichmäßig (etwa unter Anwendung einer Altersskala) besoldet werden, so erhält man die Antwort: dadurch würde man ihre Strebsamkeit unterbinden. Meinerseits habe ich im religiösen und kirchlichen Gebiete keinen Respekt vor der Strebsamkeit, die dem Erwerbstriebe entspringt. Aber die Einführung der Familienregister würde, ohne wie die Ungleichmäßigkeit der Gehalte zum Strebertum zu reizen, in vollkommen genügender Weise zum Fleiß zwingen. Werden bei einer Kirchenvisitation in Gegenwart des Kirchenvorstandes die Hauslisten revidirt, so ergiebt sich handgreiflich, ob der Geistliche gearbeitet hat. Es ist der Ruhm und die Kraft der katholischen Kirche, daß sie, wie wenig wir ihr Verfahren auch billigen, doch auf dem Grundsatz ruht, die Kirche müsse jedes einzelnen Gemeindemitgliedes sich annehmen, es erziehen. Erreichen, ja übertreffen wir sie darin nicht, so ist jeder Kampf gegen ihre Irrtümer und ihre Hierarchie vergeblich. Nach meinen Beobachtungen führen tüchtige katholische Geistliche sehr sorgfältig ihre Hauslisten. Sollten die evangelischen Geistlichen dazu zu bequem sein? Ich glaube es nicht. Man schrickt nur vor jeder neuen Aufgabe zurück. Ist sie erst anbefohlen, so überzeugt man sich, wie wertvoll sie ist, und welchen Gewinn sie bringt. Wird die Führung der Familienregister allgemein angeordnet, so wird sie auch in hohem Grade erleichtert. Bei jeder Trauung wird die Familienliste angefertigt und der Gemeinde zugestellt, der das junge Paar angehören wird. Bei jedem Wohnungswechsel werden die Listen zwischen den Gemeinden ausgetauscht. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.

Aber widerspricht nicht diese ganze Einrichtung der evangelischen Freiheit? Kann sie nicht zu einer polizeilichen Beaufsichtigung der Gemeindemitglieder führen? Wie, wenn nun in der Rubrik „Bemerkungen“ alle beklagenswerten Ereignisse im Leben eines Einzelnen oder einer Familie verzeichnet werden? Diese Notizen werden dann in einem Pfarrarchiv verewigt. Oder sie wandern von Hand zu Hand. Kann nicht die Leidenschaft dessen, der die Verzeichnisse führt, hier das größte Unrecht begehen? Auch ohne das können diese Listen unangenehm werden. Ich verzeichne das Jahr der Trauung und die Geburtsjahre der Kinder. Da wird, schon ohne „Bemerkungen,“ eine scharfe Kritik geübt. Was ist darauf zu antworten?

Unter dem Namen der evangelischen Freiheit verbirgt sich die falsche. Die wahre Freiheit besteht bekanntlich in der Freiheit von der Sünde. Diese Freiheit hat keine Register und keine „Bemerkungen“ zu fürchten. Wer sich aber die (sehr wenig evangelische) Freiheit nimmt, sich selbst und seiner Gemeinde zur Unehre zu leben, dem erweist man nur eine Wohlthat, wenn man gegen seine Verirrungen reagirt und nicht sorglos sie fortwachsen läßt. Die Kritik, die dadurch entsteht, daß die Zusammenstellung der Geburtsjahre der Kinder mit dem Trauungsjahre der Eltern der letzteren Versündigung am Heiligtume ihrer jugendlichen Unschuld darthut, ist ohne Zweifel nur heilsam und wertvoll. Ohnehin wird sie unvermeidlich durch den Geburtsschein jedes vorehelichen Kindes geübt. Ich bin aber nicht der Meinung, daß die Familienlisten dazu da sind, noch anderweit über das Leben der Gemeindemitglieder Kritik zu üben. Braucht der Bezirksgeistliche Notizen dieser Art, so hat er sie sich privatim zu machen. Bemerkungen über schwere Schickungen, von denen eine Familie betroffen ward, oder über Opfer, die sie der Gemeinde gebracht hat, sind nicht nur erlaubt, sondern nur förderlich. Die Familienregister sind unter der Aufsicht des Kirchenvorstandes zu führen. Jedes Gemeindemitglied muß die es selbst oder seine Familie betreffende Hausliste jederzeit einsehen können. Damit ist die Gefahr, daß diese Listen Verleumdungen enthalten könnten, beseitigt. Ohnehin ist denn doch die sittliche Haltung der evangelischen Geistlichen eine solche, daß man, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, einen Mißbrauch einer solchen Einrichtung nicht zu befürchten hat. Wollte man um jeder minimalen Gefahr willen das an sich Notwendige unterlassen — wohin würden wir da kommen? Die Familienregister sind absolut notwendig, wollen wir zu einem geordneten Gemeindeleben kommen, sollen die Gemeindevertreter mit ihren Gemeinden wirklich vertraut werden — darum muß man sie einführen. Hat die Einrichtung erst sich eingelebt, so wird sie den Geistlichen eine große Freude sein. Bei jeder Einzeichnung tritt Freud und Leid ihm vor die Seele, die er mit einem Gemeindemitglied oder einer Familie geteilt hat. Schlägt er seine Listen auf, so erneuert sich ihm im Stillen der Verkehr mit seinen Gemeindemitgliedern. Die Namen werden zu Personen. Und die Personen spenden dem Herzen von neuem, was ja das Herz von ihnen empfangen hat. Bei jeder neuen kirchlichen Handlung spricht und wirkt mit, was bei den frühern die Herzen bewegte.

Für den Anfang mag man sich, wenn man die Größe der Arbeit gar zu sehr fürchtet, darauf beschränken, ein Verzeichnis der für die Kirchenvorstandswahl Berechtigten anzulegen. Sie muß man doch wenigstens kennen, weil man sie zuweilen versammeln oder ihnen eine Mitteilung zustellen muß. Dann mag man Listen der Familien anfertigen und in sie einfach nur die Namen und die Geburtsjahre der Eltern und der Kinder, den Stand des Hausvaters, die Geburtsorte der Eltern und das Jahr ihrer Eheschließung und Trauung verzeichnen. Jede Familienliste ist ein besondres Blatt. Die Listen jedes Hauses werden in einen besondern Umschlag, die Konvolute wieder straßenweise zusammengelegt. Damit ist ein Stamm gewonnen. Ist der Verkehr zwischen dem Bezirksgeistlichen und seinen Helfern in den einzelnen Häusern ein reger und regelmäßiger geworden, dann kann für jedes Haus ein Verzeichnis der oft wechselnden Gemeindemitglieder (Dienstboten, Handwerksgesellen, Schlafstelleninhaber) angelegt werden. Haben wir erst ein geordnetes Gemeindeleben, in dem wirklich die Gemeindemitglieder

Freud und Leid mit einander teilen, so wird gern jeder, der in eine Gemeinde eintritt, dem Pastor seine Liste selbst überbringen und sich bei ihm und bei der Gemeinde, der er nun angehören soll, anmelden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der jetzige Zustand, bei dem kein Mensch um das Kommen und Gehen der Gemeindemitglieder sich kümmert, die Erkaltung, ja den Zerfall unsers Gemeindelebens mitverschuldet.

Die Familienregister sind etwas sehr Aeußerliches, aber doch von der größten Bedeutung für das innerliche Leben der Kirche. Es ist darum wirklich zu bedauern, daß die unsers Wissens einzige Synode, die sich in der letztern Zeit mit dieser Angelegenheit beschäftigt hat, nicht weiter gekommen ist. Nach einem Bericht der Union, Evangelisch-protestantischen Kirchenblatts der Pfalz (Nr. 43 v. J.) ist anzunehmen, daß das Konsistorium die Familienregister obligatorisch einführen wollte, „die ganze Linke aber sich gegen die Vorlage des Konsistoriums“ erklärte. Man verstand sich nicht einmal dazu, die Einführung der Familienregister zu „empfehlen.“ Angenommen wurde nur folgender Antrag:

Es wird den Pfarrämtern gestattet, im Einvernehmen mit den Presbyterien, als Hilfsmittel der Geistlichen in ihrer amtlichen Thätigkeit, Verzeichnisse der Gemeindemitglieder, die sich auf statistische Einträge zu beschränken haben, anzufertigen und fortzuführen. Die nähern Vorschriften hierüber werden durch das Konsistorium erlassen. Die Kosten für Anlage und Fortführung der Familienregister sind aus der Kirchenkasse zu bestreiten.

Es ist erfreulich, daß diese Angelegenheit, die wichtiger ist, als sie scheint, doch einmal von den Vertretern einer Landeskirche ist besprochen worden. Eine Erlaubniserteilung zu etwas, das kein Mensch verbieten kann, und das ein fleißiger Pastor ganz von selbst thut, falls es in seinen Verhältnissen möglich ist — solch eine Gestattung hat etwas Befremdliches. Sie zeigt wieder, worin die Grundkrankheit unsrer Kirche besteht, darin nämlich, daß die Furcht vor hierarchischen Uebergriffen noch immer größer ist als der Eifer, mit der Erneuerung unsers kirchlichen Lebens Ernst zu machen. Das ist die Ernte der Saat, die in der heillosen Zeit der Reaktion ausgestreut worden ist. Aber wo ein Anfang ist, da wird, besonders für die notwendige Einrichtung, um die es sich hier handelt, die weitere Entwicklung nicht fehlen. Die Kirche der Pfalz ist nach allem, was von ihr bekannt wird, so lebendig, daß man daran nicht zweifeln kann.

Ich könnte meine Erörterungen über die Familienregister, zu denen nur die Beratungen der Generalsynode der Pfalz mich veranlaßt haben, hiermit schließen. Ich muß mir aber noch eine Mitteilung gestatten. Wer in unsrer Zeit für die Erneuerung unsers Gemeindelebens eintritt, der wird durch die Erfahrung selbst in der Kritik des Bestehenden immer weiter geführt. Es ist in der That eine Reform der Kirche „an Haupt und Gliedern“ notwendig. Aber niemand kann das noch ungestraft aussprechen. Auch die Vorschläge, die aus dem einen als notwendig erkannten Prinzip, aus dem Gemeindeprinzip, sich mit Notwendigkeit ergeben, werden als willkürliche Erfindungen angesehen. Da sind die Vertreter der kirchlichen Reform verpflichtet, immer nachzuweisen, daß sie gar nichts Neues empfehlen, sondern nur bemüht sind, das längst als richtig Erkannte zur Geltung zu bringen. Glücklicherweise kann ich das in Betreff der vorliegenden Frage thun. Pfarrer Schmerl in Illschwang hat kürzlich in Nürnberg (Rawsche Buchhandlung) eine Schrift veröffentlicht über „die spezielle Seelsorge in der lutherischen Kirche unter der Orthodoxie und dem Pietismus.“ In ihr finden sich auch einzelne Angaben darüber, daß man schon früher Familienregister für notwendig gehalten hat, z. B. Johann Porst, Speners Nachfolger in Berlin (S. 106). Ich bin Schmerl aber ganz besonders dankbar dafür, daß er zu rechter Zeit an einen kleinen lateinisch geschriebnen Aufsatz Valentin Ernst Löschers über die spezielle Seelsorge aufmerksam gemacht hat, der sich S. 360—362 im 3. Bande seiner „Unschuldigen Nachrichten“ (1703) findet. In diesem Aufsatze stellt Löscher u. a. folgende Thesen auf:

1. Es sind mehr Geistliche anzustellen und mit genügendem Gehalt zu versehen; denn kaum kann einer tausend Menschen kennen und für ihr Heil sorgen, besonders wenn er Zeit auf die Bebauung seines Ackers und den Verkauf seiner Früchte verwenden muß.

2. Es ist ein Verzeichnis aller in die einzelne Gemeinde Eingepfarrten anzufertigen, damit der Pastor eine Uebersicht seiner Gemeindemitglieder hat.

3. Jeder Beichtvater hat ein Verzeichnis seiner [Beichtkinder] anzufertigen.

4. Das soll er jedes Vierteljahr mit besondrer Sorgfalt durchgehen und über den geistlichen Zustand jeder Person sich Rechenschaft ablegen.

5. Jenes Verzeichnis soll aber alljährlich einmal von dem Kollegium der Geistlichen der Gemeinde durchgegangen werden und jeder das Recht haben, in Betreff der einzelnen Personen zu erinnern, was notwendig ist.

Löscher war weder ein Liberaler, noch ein Hierarch, noch ein Phantast, sondern ein wahrer Protestant, innig und stark, ein durchaus gediegner Charakter, der unter August dem Starken ebenso maßvoll als entschieden und rücksichtslos die Rechte seiner Kirche vertrat. Er war auch kein „Hofprediger.“ Ich habe von seiner Hand geschrieben eine Antwort gelesen, die er an sein Konsistorium auf dessen Anordnung richtete, den Gemeinden anzuzeigen, daß Gott August den Starken zu sich in seine selige Ewigkeit aufgenommen habe. Löscher lehnt das ab; denn nach allem, was er gelernt habe, könne er das wohl wünschen, aber nicht glauben. Vielleicht ist ein Mann von Löschers Klarheit und Nüchternheit imstande, die hier besprochene Einrichtung auch solchen zu empfehlen, die in ihr gern eine phantastische Erfindung sehen möchten. E S

Frauenerziehung

Die in den „Evangelisch-sozialen Zeitfragen“ (2. Reihe, 7. Heft) erschienene Schrift von Professor Johannes Weiß: Frauenberuf. Ein Beitrag zur Frauenfrage, rief durch seine Ausführungen über die Erziehung der Mädchen zum Hausfrauenberuf Gedanken in mir wach, die meinen Mann und mich schon vor einem Jahrzehnt bewegten. Wir traten damals nicht damit in die Oeffentlichkeit, weil uns die Frage noch nicht zeitgemäß erschien; selbst in unserm Bekanntenkreis begegnete man diesen Ideen über Mädchenerziehung mit Lachen und Achselzucken, nur hin und wieder und, was uns ein gutes Zeichen war, bei den Einsichtsvollsten fanden wir Verständnis für die Sache. Heute aber, wo sich die soziale und die Frauenfrage immer mehr zugespitzt hat, lacht man wohl nicht mehr und schenkt vielleicht meinen Ausführungen einige Aufmerksamkeit, und es tragen diese Zeilen vielleicht dazu bei, die hauswirtschaftliche Erziehung unsrer Töchter in andre Bahnen zu lenken.

Was Professor Weiß und mit ihm die andern Vertreter der Sache mit ihren Haushaltungsschulen anstreben, ist gewiß gut, und es wäre schön, wenn diese Schulen von den Elementen, für die sie hauptsächlich ins Leben gerufen sind, besucht würden. So aber rekrutiren sich die Besucherinnen dieser Anstalten fast nur aus den Elementen, die noch einen Trieb zur Weiterbildung haben, und daher erfüllen diese Anstalten nicht ihren eigentlichen Zweck. Fragt doch Professor Weiß S. 25 selbst:

Wie ist es zu machen, daß die Anstalten wirklich benutzt und besucht werden, daß nicht, wie es schon vorgekommen ist, prachtvolle Räume leer stehen, weil die Arbeiterinnen den Zwang und die Kontrolle scheuen?

Wenn, um solche Anstalten zu reformiren, als Heilmittel vorgeschlagen wird, ihren oft klösterlichen Charakter zu beseitigen, so scheint mir das doch nicht ausreichend zu sein. Sollte man die Mädchen durch Vergnügungen in diese Anstalten hineinliebkosen? Sie, die Zwang sowohl wie Kontrolle erst wenig kennen gelernt haben, brauchen beide notwendig zu ihrer Erziehung.

Eine andre, weit schwierigere Frage hat Professor Weiß S. 24 sehr richtig so formulirt:

Dazu kommt … die wahrhaft verhängnisvolle Thatsache, daß bei der frühen Erwerbsthätigkeit nichts geschehen kann für eine hauswirtschaftliche Ausbildung der Mädchen. Und Sachkenner behaupten, daß hierin der eigentliche Grund und Krebsschaden der übeln ökonomischen Verhältnisse unsrer Arbeiterwelt liegt.

Dies scheint auch mir vor allem die Klippe zu sein, an der bisher die guten Einrichtungen scheiterten. Man hat versucht, diese Anstalten mit der Schule zu verbinden — doch

auch diese Einrichtung kann nur ein Notbehelf sein, da notgedrungen die Schule darunter leiden muß. Um allen diesen Uebelständen aus dem Wege zu gehen, redete man den weiblichen Fortbildungsschulen das Wort, wie sie Frau Weber in Tübingen in ihrer kleinen Schrift: Die hauswirtschaftliche Ausbildung und Erziehung der Mädchen der weniger bemittelten Stände (Soziale Zeitfragen, zweite Serie, fünftes Heft) in Vorschlag bringt. Allein auch hiermit dürfte wohl kaum ein durchschlagender Erfolg erzielt werden. Solche abendliche Lehrkurse mit praktischen Demonstrationen und Anschauungsunterricht mögen vielleicht für begabte Mädchen genügen, für unbegabte aber, die doch in der Mehrzahl sind, genügen sie nicht; diese müssen durch jahrelange Uebung, die sich nicht nur auf die kurzen Abendstunden beschränkt, wo die Mädchen meist schon abgearbeitet sind, zu tüchtigen Hausfrauen erzogen werden. Vor allem darf es nicht in das Belieben der Mädchen gestellt werden, ob sie sich weiter erziehen lassen wollen oder nicht. Der Einfluß, den Pfarrer und Lehrer, wie man vielfach annimmt, auf solche Mädchen ausüben können, den auch Professor Weiß sehr hoch anschlägt, wird, wie ich aus Erfahrung weiß, meist überschätzt; gerade in unsrer heutigen Zeit fühlt sich kein andrer Mensch so sehr als „Freiherr" und „Freifräulein" wie die jungen Leute niedern Standes, die sehr froh sind, wenn sie sich nach der Konfirmation ihren Pfarrern und Lehrern entziehen können. Alle diese Anstalten, wie man sie bisher ins Leben gerufen hat, mögen an manchen Orten durchführbar sein, für die meisten sind sie es aber nicht, schon der Kosten wegen, die, weil ja diese Schulen nicht obligatorisch sind, doch nur auf privatem Wege oder durch kommunale Besteuerung aufzubringen wären. Wie sehr die Privatwohlthätigkeit, sowie die Steuerkraft der Gemeinden in Anspruch genommen sind, ist bekannt. Wir brauchen zu einer tüchtigen wirtschaftlichen Ausbildung unsrer Töchter staatliche Hilfe, wie beim Schul- und Militärzwange, denn ohne Zwang ist, zumal bei unsern ungebildeten Volksklassen, nichts zu erreichen.

Eine tüchtige, wirtschaftliche Ausbildung ist aber nicht nur für die Mädchen der niedern Volksklassen wünschenswert, auch nicht nur für die wohlhabenden, wie Professor Weiß S. 32 meint, sondern auch für die höhern und höchsten unerläßlich. Wie viele Familien der höhern Stände werden durch die nicht genügend vorgebildeten sogenannten Hausfrauen ruinirt, einerseits dadurch, daß sie nicht nur, selbst in Fällen der Not, nicht Hand anlegen können, andrerseits, daß sie keinen rechten Maßstab für die Arbeiten ihrer Untergebnen haben. Wenn es hoch kommt, macht so ein junges Dämchen der bessern Stände, nachdem sie sich verlobt hat, einen „Kochkursus" durch, die andern wirtschaftlichen Obliegenheiten werden ihrer eignen Findigkeit überlassen. Wir begegnen hier eben derselben Oberflächlichkeit und Halbbildung, wie bisher auf allen Gebieten der Frauenbildung.

Was uns not thut, ist: eine obligatorische hauswirtschaftliche Ausbildung für die Mädchen aller Stände. Diese würde sich mit einigem guten Willen und für die Größe des Erfolgs verhältnismäßig geringen Kosten staatlich einrichten lassen. Jedenfalls unüberwindlich wären die Schwierigkeiten nicht.

Man bilde analog der männlichen militärischen eine weibliche Dienstzeit, nur aus leicht erklärlichen Gründen in ein früheres Alter verlegt. — Mit dem vierzehnten Jahre sind die Mädchen der niedern Stände meist aus der Schule entlassen. Mögen sie noch ein Jahr zur Kräftigung ihres Körpers im Elternhause bleiben oder sonst einer leichten Beschäftigung nachgehen. Mit dem fünfzehnten Jahre wären sie reif für die staatliche Dienstzeit, der sie sich bis zum siebzehnten Jahre widmen. Befreit hiervon wären nur die nicht vollsinnigen, oder an schweren Gebrechen leidenden Mädchen. Mädchen der gebildeten Volksklassen lasse man, gleich den gebildeten Söhnen, ein Examen ablegen, zu dem ein bestimmtes Maß von Kenntnissen für ihre einjährige Dienstzeit festgesetzt wird. — Man überlasse es ihnen, wieder wie den Männern, sich die ihnen am besten zusagende Zeit für ihre Dienstzeit zu wählen, doch würde es sich empfehlen, die Grenze auf das zwanzigste Jahr zu legen. — Welchen segensreichen Einfluß würde schon die Notwendigkeit, ein Examen machen zu

müssen, auf die Vertiefung der wissenschaftlichen Ausbildung unsrer höhern Töchter ausüben!

Staatliche Wasch- und Plättanstalten (die dann auch schon wieder einen Teil der Kosten deckten), Krankenhäuser, Kinderhorte, Volksküchen u. dgl. Anstalten mehr sind die Felder zur Arbeit. Die zweijährig dienenden Mädchen müßten vielleicht im ersten halbjährigen Kursus scheuern und putzen, Wohn- und Schlafräume reinigen lernen, im zweiten: waschen und plätten, Pflege der Kinder und Kranken, im dritten und vierten die Küchenarbeiten. Theoretischer Unterricht ließe sich dem praktischen leicht eingliedern. Die einjährig dienenden Mädchen würden diese Kurse schneller absolviren, müssen sich aber in Bekleidung, Beköstigung und Wohnung durch eigne Mittel erhalten, während die zweijährig dienenden auf Staatskosten erhalten und bekleidet werden. Die Abende benutze man entweder zu geistiger oder handarbeitlicher Weiterbildung. Eine stramme, fast militärische Zucht wäre für diese Anstalten unerläßlich, denn gerade das würde ein Hauptzweck sein, die Mädchen, die meist eine sehr weichliche Erziehung haben, an ordentlich stramme Disziplin zu gewöhnen.

Einen christlichern Charakter aber, als ihn unser Militärwesen hat, möchte ich diesen Mädchenanstalten wohl wünschen; allerdings müßte man auch den christlichen Geist vermeiden, der durch religiöse Ueberfütterung den jungen Leuten den Magen verdirbt.

Es wird soviel über Mangel an Diakonissen geklagt — hier bieten sich die Hilfskräfte dazu, durch welche die zur freien Liebesthätigkeit eingetretenen „Schwestern" von den täglichen Wasch- und Scheuerarbeiten entlastet werden, und diese können sich dann der wirklichen Krankenpflege u. s. w., ihrem eigentlichen Beruf, hingeben. Den gebildeten unverheirateten Frauen würden sich durch diese Anstalten auch Berufe erschließen, ohne daß den Männern dadurch Konkurrenz gemacht würde. Man bilde ein weibliches Beamtenwesen: es bedarf doch der Leiterin, Oberleiterin u. s. w. Vorausgesetzt, daß ein auskömmliches Gehalt mit solchem Titel verbunden ist, wäre mit einer derartigen Einrichtung vielen Frauen eine Existenz geschaffen.

Sollte unser Staat wirklich nicht die Mittel besitzen, um endlich einmal etwas für seine Staatsbürgerinnen zu thun? Hoch an der Zeit wäre es; thäte er sich doch damit selbst den größten Dienst; denn wie ganz anders und besser würden solche Mütter, die selbst Zucht und Ordnung kennen gelernt haben, ihre Söhne und Töchter erziehen und ihrem Hauswesen vorstehen! M W—g

Die Botschaft Tolstois

3. Der Morgen des Gutsherrn

Der „Morgen des Gutsherrn" ist ein 1852 entstandnes, 1856 veröffentlichtes Romanfragment von 81 Seiten, das trotz dem fragmentarischen Charakter dennoch vollständig ist: es schildert die Enttäuschung eines Philanthropen. Der Philanthrop ist der im zwanzigsten Jahre stehende Fürst Nechljudow, den wir schon aus den „Lebensstufen" kennen. Er verläßt die Universität vor der Zeit, um seinem Drange, Gutes zu thun, seiner Hoffnung, im Wohlthun sein Glück zu finden, zu folgen. Da er ein Dorf besitzt, so ist seine Aufgabe gegeben: seine Bauern aus der Armut, Roheit, Unwissenheit emporzuheben. Nachdem er etwas über ein Jahr an diesem Werke mit größter Aufopferung gearbeitet hat, geht er an einem Sonntag Morgen im Juni durch das Dorf und besucht die Leute. Aus den Gesprächen dieses Morgens und den Schilderungen des Dichters, der ja mit Nechljudow ein und dasselbe ist, erkennen wir, daß alle die menschenfreundlichen Bestrebungen zu nichts geführt haben. Heimgekehrt, versinkt der junge Gutsherr in Träumerei, erst in die trüben Gedanken des Enttäuschten, dann denkt er an ein Bauernhaus, dessen Bewohner durch eignen Fleiß, Unternehmungsgeist und Sparsinn, ohne seine oder seiner Vorgänger Beihilfe, es zu behaglichen Verhältnissen gebracht haben. Und er, der Fürst, der Philanthrop, beneidet den jüngsten Sohn dieses Hofes, der als Fuhrmann auf der Landstraße die Tage, auf dem Heu in Wirtshausställen die Nächte verbringt.

Kurz vor dem Schlusse der meisterhaften Schilderung zieht Tolstoi ihre Lehre in wenigen Seiten zusammen, indem er noch einmal zuerst den schwärmenden, dann den so bald enttäuschten Jüngling zeichnet.

Eine Ueberfülle von Empfindungen drückte ihn nieder, und er konnte ihnen keinen Ausdruck finden. Bald zeigte ihm seine jugendliche Einbildungskraft mit dem ganzen Zauber des Unbekannten das lockende Bild einer Frau, und es war ihm, als wäre dies seine unausgesprochne Sehnsucht. Aber ein andres höheres Gefühl sagte ihm: das ist es nicht! und trieb ihn, ein andres zu suchen. Bald erhob sich sein unerfahrner, stürmischer Geist höher und höher in den Bereich des Abgezognen und wähnte die Gesetze des Seins zu entdecken; und mit Stolz und Genuß verweilte er bei diesem Gedanken. Aber wieder sagte ein höheres Gefühl: das ist es nicht! . . . Plötzlich traten, ohne alle Ursache, Thränen in seine Augen, und — Gott weiß, wie es kam — ein leuchtender Gedanke blitzte in ihm auf, der seine ganze Seele erfüllte, den er mit Wollust erfaßte, der Gedanke, daß die Liebe und das Wohlthun Wahrheit und Glück ist, die einzige Wahrheit, das einzige Glück auf Erden. Das höhere Gefühl sagte nicht mehr: das ist es nicht. Er erhob sich und erwog diesen Gedanken: Ja ja, so ist es! sagte er sich in höchster Begeisterung und maß alle frühere Begeisterung, alle Erscheinungen des Lebens an der neu entdeckten, vermeintlich vollkommnen Wahrheit. — — Er sah ein unendliches Arbeitsfeld für sein ganzes Leben vor sich, das er nur dem Wohlthun widmen wollte. . . . Und welche beseligende und dankbare Arbeit bot sich ihm dar: einzuwirken auf diese schlichte, empfängliche, unverdorbne Volksschicht, sie von der Armut zu befreien, ihren Wohlstand zu heben, den Bauern Bildung zu vermitteln . . . ihre Fehler zu verbessern . . . ihre Sittlichkeit zu heben, sie zur Liebe und zum Guten anzuleiten. . . . Welch eine glänzende, glückliche Zukunft!

Ganz anders klingt das Selbstgespräch des Enttäuschten, nachdem er die wohlthätigen Regungen zu verwirklichen getrachtet hat:

Wo sind diese Träume? Mehr als ein Jahr ist vergangen, seit ich auf diesem Wege das Glück suche, und was habe ich gefunden? — Ich bin unzufrieden, weil ich hier kein Glück empfinde und nach Glück begehre, leidenschaftlich begehre. Ich habe keinen Genuß empfunden, ich habe alles von mir abgethan, was ihn mir geben konnte. Weshalb? Warum? Wem wards davon leichter? Wahr hat die Tante geschrieben: „Leichter ist es, selbst Glück zu finden, als es andern zu geben." Sind etwa meine Bauern reicher geworden, sind sie gebildeter oder besser geworden? Keineswegs! Ihnen ist nicht wohler, und mir ist mit jedem Tage schwerer zu Mute. Wenn ich in meinem Unternehmen Erfolg sehen würde, wenn ich Dankbarkeit sehen würde. . . . Aber nein, ich sehe lügenhafte Verschlagenheit, Laster, Mißtrauen, Hilflosigkeit!

So schließt die Erzählung mit einer Dissonanz. Wer Tolstoi nicht näher kennt, wird sie leicht falsch verstehen. Er wird daraus lesen: Wohlthun ist eitel, Wohlthun ist unsinnig. Man lasse die „Aermsten und Elendesten," wie sie sind. Sie sind Tiere und wollen Tiere bleiben. Sorge jeder für eignen Lebensgenuß.

Doch das will Tolstoi nicht lehren, sondern er will nur recht eindringlich warnen vor der Durchschnittswohlthätigkeit, die spontanen Erregungen folgt, die durch die Betrachtung des eignen Edelmuts genährt wird, die schnell mit Geben und Schenken bei der Hand ist, weil das Geben so süß, so edel, so gütig ist. Er will sagen, daß unerfahrne junge Menschen, die ihre eignen Geschäfte nicht verstehen, sich nicht in die Wirtschaft andrer mischen sollten, wenn sie es auch noch so gut meinen, daß das Wohlthun unreifer Philanthropen mehr schadet als nützt, daß man zuerst nach eigner Erfahrung, Weisheit und Tüchtigkeit ringen soll.

Mißerfolge haben alle Menschenfreunde. Diese Mißerfolge sind die Prüfsteine, an denen sich die beiden Arten der Wohlthäter scheiden: die einen werden dadurch müde, die andern weise. Tolstoi gehört, ich brauche es kaum zu sagen, zu den letztern. Er kommt auf die Frage nach der rechten Wohlthätigkeit noch oft zurück, um sie endlich mit der ihm eignen Schärfe und Entschiedenheit zu beantworten.

4. Die Kosaken

Nur ein Bruchstück, wie so vieles, was er veröffentlicht hat, sind auch Tolstois „Kosaken," die er eine Erzählung aus dem Jahre 1852 nennt, aber sie sind ein Meisterwerk der Natur- und Seelenmalerei, wie es wenige giebt.

Ein „junger Mann," das bedeutet nach dem Sprachgebrauch der Moskauer Gesellschaft: ein Jüngling, der nichts Rechtes gelernt hat, nie etwas andres gethan, als sein Geld durchgebracht der aber zur wohlhabenden Aristokratie gehört und deshalb kein Lump ist, ein solcher junger Mann wird Soldat und verlebt ein Jahr in dem Kosakendorfe Nowomlinsk. Dieser junge Mann — Olenin heißt er in der Dichtung — ist Tolstoi. Hat er auch noch nichts Gescheites bisher gethan, so gehört er doch nicht zum gemeinen Haufen. Sein Herz ist voll heiliger Sehnsucht nach Wahrheit, Liebe und Schönheit. Er gehört zu den Kampfnaturen, die nach außen hin friedlich erscheinen, weil sie ihre Kämpfe im Innern auszuringen haben. Wie viel schwerer wird ihnen das Leben, als denen, die im Herzen fest, beständig, gewiß den Kampf des Lebens nur nach außen zu führen brauchen!

Olenins Seele ringt zwischen zwei großen Idealen: Natürliches Leben und Selbstverleugnung. Im Anfang siegt die Selbstverleugnung.

Das ist das Glück, sagte er zu sich selbst — das Glück besteht darin, für andre zu leben. In den Menschen ward das Bedürfnis nach Glück gelegt: darum ist es berechtigt. Befriedigt man es ichsüchtig, strebt man für sich nach Reichtümern, Ruhm, Lebensgenuß, Liebe, so kann es sich wohl fügen, daß die Umstände sich so gestalten, daß es unmöglich wird, diese Wünsche zu befriedigen. Folglich sind diese Wünsche unberechtigt, aber das Bedürfnis nach Glück ist nicht unberechtigt. Welche Wünsche aber können immer erfüllt werden ohne Rücksicht auf die äußern Umstände? welche? — Die Liebe, die Selbstverleugnung!

Für die andern zu leben ist nach dieser Entdeckung Olenins ehrlichstes Bemühen: er ist freundlich und freigebig gegen jedermann, lebt einfach und bescheiden, ja er thut eine Zeit lang die schwerste That der Selbstverleugnung, die einem Jüngling auferlegt werden kann. Er verzichtet auf ein Mädchen, zu dem ihn eine mächtige, tiefe Liebe zieht, das er, der reiche Edelmann, haben könnte, wenn er wollte; er verzichtet auf sie, weil sie einem gemeinen Kosaken vorher versprochen ist. Ja, er liebt und beschenkt diesen Kosaken.

Aber nur eine Zeit lang hält dieser Heroismus stand; immer stärker wird in ihm allmählich die Liebe zu sich selbst, das heiße Verlangen nach eignem sinnlichen Glück, bis er zuletzt fühlt, daß er sich nicht mehr selbst regiert, daß alles Philosophiren unnütz geworden ist, denn ihn leitet eine Kraft, die stärker ist als er: die allmächtige Natur. Und anbetend unterwirft er sich ihr. Sobald er in das Kosakendorf eintrat, bewunderte er dessen Bewohner, weil sie Naturmenschen sind, sie erscheinen ihm groß, schön, erhaben wie die Berge des Kaukasus. Und diese Bewunderung hält an. Man denke nicht, Tolstoi sei ein blinder Naturschwärmer, der das Volk in seiner natürlichen Roheit nicht kenne und deshalb aus Tieren Engel mache. Diese bewunderten Kosaken haben mancherlei Schwächen: sie trinken den Wein eimerweise, sie halten es zugleich mit der Ehe und mit der freien Liebe, Pferdediebstahl betrachten sie als Heldenthat u. s. w. Dennoch bewundert Olenin diese Kosaken:

Die Menschen leben, wie die Natur lebt; sie sterben, werden geboren, verbinden sich, werden wieder geboren, streiten, trinken, essen, freuen sich und sterben wieder, und es giebt keine andern Lebensbedingungen, als die unveränderlichen, die die Natur der Sonne, dem Grase, dem Tier, dem Baum gesetzt. Andre Gesetze kennen sie nicht. . . . Und darum erschienen ihm diese Menschen im Vergleiche mit ihm selbst schön, stark, frei, und wenn er sie ansah, überkam ihn Scham und Wehmut um sich selbst. Oft dachte er ernstlich daran, alles von sich zu werfen, in die Reihen der Kosaken zu treten, sich eine Hütte und Vieh zu kaufen, ein Kosakenmädchen zu heiraten. — Warum thue ich das nicht? Warum warte ich? — Ist etwa der Wunsch, ein einfacher Kosak zu sein, am Busen der Natur zu leben, niemandem Schaden zu thun, ja den Menschen Gutes zu thun, ist etwa dieser Lebenstraum thörichter als die Träume, die ich früher hatte: Minister zu werden oder Regimentskommandeur? — Aber eine innere Stimme rief ihm, zu warten und keinen Entschluß zu fassen.

Und Olenin wartete, wie Tolstoi gewartet hat. Aber bald wird die Liebe zu seiner Wirtstochter Marianka unbändig groß, und diese Liebe entfremdet ihn seinem Ethisiren, wie sie ihn seinen Verwandten und Bekannten, seinem Stande, seiner Vergangenheit entfremdet. Da schreibt er in sein Tagebuch:

Ihr wißt nicht, was Glück, was Leben ist. Man muß das Leben einmal in seiner ungekünstelten Schönheit erfahren haben. Man muß sehen und begreifen, was ich Tag für Tag vor mir sehe: die ewigen jungfräulichen Schneegipfel der Berge und das erhabne Weib in der ursprünglichen Schönheit, in der einst das erste Weib aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen ist. Dann wird es euch klar sein, wer sich zu Grunde richtet, wer in der Wahrheit und wer in der Lüge lebt, ihr oder ich. — Ich sehe im Geiste die stumpfsinnigen Gesichter, die

reichen Bräute, deren Züge sagen: Bitte, es ist erlaubt, komm nur näher, wenn ich auch eine reiche Braut bin; dieses Platzsuchen und Platzwechseln, dies plötzliche Verkuppeln zweier Menschen, den ewigen Klatsch, die ewige Verstellung; diese Vorschriften — wem man die Hand giebt, wen man durch Kopfnicken grüßt, wem man ein paar Worte schuldet, und diese ewige Langeweile im Blut. — — Glück heißt, mit der Natur leben, sie sehen, mit ihr Zwiesprache halten. „Zu guterletzt heiratet er — Gott behüte — noch ein einfaches Kosakenmädchen und ist für die Welt auf ewig verloren.“ Ich stelle mir vor, wie sie mir das mit aufrichtigem Mitleid sagen. Und ich wünsche nur eins — ganz verloren zu sein in eurem Sinne — ich wünsche, ein einfaches Kosakenmädchen zu heiraten, und wage es nicht, weil es der Gipfel des Glückes wäre, dessen ich nicht würdig bin.

Schließlich siegt der Naturmensch in Olenin endgiltig über den Moralschwärmer. Wenige Tage, bevor Marianka mit Lukaschka Hochzeit haben soll, erfleht er ihre Liebe und genießt sie für kurze Zeit. Er will sie heiraten, will Kosak werden. Sie ist bereit. Da aber wird der Held Lukaschka auf den Tod verwundet, von der Stunde gehört Marianka wieder dem Nachbarssohn und verachtet den reichen Russen. Olenin verläßt das Dorf. Er hat mit tiefer Herzenswunde die Erkenntnis erkaufen müssen, die mancher andre behaglich durch vernünftiges Ueberlegen erlangt: auch wenn er den redlichsten Willen hat, kann der Kulturmensch kein vollkommner Naturmensch wieder werden, er kann dessen Kraft und Glück nicht mehr erreichen.

Was der Kulturmensch von den Naturmenschen lernen kann und soll, hat Tolstoi erst später gezeigt. Bde

---

Bücher und Schriften

(Der Ausweg) Eine Erzählung von Clara von Sydow. Berlin, Besser. 4 Mk.

Die Verfasserin hat in ihrem fesselnden Buche ein Stück sozialer Frage vorführen, zugleich auch einen „Ausweg“ zeigen wollen. Freilich wäre es in hohem Grade verkehrt, in dieser Erzählung, die höchstens als eine ausgeführtere Novelle gelten kann, eine „Lösung“ zu erwarten. Das will und kann die Verfasserin nicht bieten. Sie kann es schon deswegen nicht, weil sie, wie mir scheint, die objektiven Faktoren, durch die die Not der Gegenwart mit einer relativen Notwendigkeit herbeigeführt ist, nicht ernst genug würdigt. Weil sie also die Not selber wesentlich aus Unterlassungen erklärt, so kann sie selber zu dem von ihr vorgeschlagnen „Ausweg“ so viel Vertrauen haben. In der That, welcher Leser aus unserm Kreise würde nicht zustimmen zu dem Gedanken, die soziale Frage im kleinsten Kreise „von innen“ heraus durch selbstlose Liebe, durch eine unmerkliche, aber um so stärkere Erziehungsarbeit des einen am andern zu lösen! Aber wir sind uns doch darüber wohl klar, daß das nur eine, wenn auch eine wichtige Seite sein kann, und daß die große „Frage“ erst gelöst werden kann, wenn die so warm von der Verfasserin gepredigte Liebesgesinnung sich in einer umfassenden Wirtschafts- und Gesellschaftsreform ausgebreitet und bewährt hat.

Doch es ist nicht billig, bei einem Dichtwerk, in dem das Poetische einen so großen und erfreulichen Spielraum einnimmt, die Frage nach der Tendenz in den Vordergrund zu stellen. Und so soll denn das Weitere mehr der Versuch einer poetischen Kritik sein, die freilich oft genug auf die Fragen des Inhalts eingehen wird.

Zwei verschiedne Lebenskreise werden uns gezeichnet, die sich miteinander berühren und verschlingen, abstoßen und anziehen: die Familie eines sozial begeisterten, sehr idealistischen, aber etwas unpraktischen Oberförsters, der in einer halb städtischen, halb ländlichen sozialdemokratischen Bevölkerung seiner Mission, den versöhnenden Liebesgedanken in die Masse zu pflanzen, mit Eifer und wechselndem Erfolg obliegt, und demgegenüber eine sozialdemokratische, zuerst streikende, dann allmählich durch die Bemühungen des Oberförsters gewonnene Maurerfamilie. Die Schilderung der letztern ist zweifellos vom dichterischen Standpunkte als das Gelungenste zu bezeichnen. Insbesondre die heißblütige, trotzige, eifrige Frau mit ihrem urgesunden und starken Empfinden ist eine außerordentlich erfreuliche Erscheinung. Aber auch der Maurer Schwarzkopf ist ein ganzer lebendiger Mensch. Die Schwankungen der Stimmung in diesem Eheleben sind mit feinster Beobachtung und frischer Farbe geschildert. Es muß der Verfasserin besonders nachgerühmt werden, daß sie die Mischung von klaren Rechtsempfindungen und unklaren Phantasien, von Kraftbewußtsein und Anlehnungsbedürfnis, von Trotz und Sehnsucht nach Liebe meisterhaft getroffen hat. Ich persönlich habe eine besondre Sympathie für die Skepsis, mit der die gesunde Marie Schwarzkopf von ihrem Standpunkte aus die Weltbeglückungspläne ihres oberförsterlichen Gönners ansieht. Ich gönne ihr aber von Herzen die Befreiung von diesem Unglauben dadurch, daß sie mit ihrem Manne zu Oberförsters in ein Dienstverhältnis tritt und nun, mit jenen in Anhänglichkeit und Achtung verbunden, selbst ein Ausgangspunkt für die werbende und versöhnende Liebe wird. Wie gesagt, ich gönne ihr diese Wendung ihres Geschickes sehr, denn nun wird auch ihr kleiner Robert voraussichtlich etwas Ordentliches, „Feines“ werden, woran die stolze, hoch hinaus wollende Mutter ihre Freude haben wird. Aber für die Dichtung ist dieser Schluß nicht glücklich. Durch diese Ausnahme-

wendung wird das Typische, das die Schwarzkopfs an und für sich haben (trotz all ihrer lebendigen Individualität), zum guten Teil ausgelöscht.

Weniger glücklich erscheint mir die Zeichnung des Oberförsterhauses. Gewiß ist es lebendig und tiefergreifend, zu lesen, wie der treffliche Mann in seiner Begeisterung, zu helfen, sein geliebtes Weib überanstrengt und dem Tode nahe bringt. Aber ich kann das weder für irgendwie typisch, noch auch für innerlich überzeugend halten. Ich kann mir keinen praktischen Mann denken, der sich in solcher dauernden Verblendung über das Wohl seiner Nächsten und in solcher Unkenntnis der Menschen so lange und zum Teil so erfolgreich bethätigen könnte. Es ist eine Idealfigur, deren Fehler nicht da liegt, wo die Verfasserin ihn sucht, in seiner zu großen Begeisterung, sondern darin, daß sie ihn nicht mit den notwendigsten männlichen Eigenschaften der Nüchternheit und des klaren Urteils ausgestattet hat. Infolgedessen erscheinen der Konflikt und die bittere Enttäuschung nicht überzeugend. Gewiß wird manchem wohlmeinenden Weltverbesserer das Gewissen schlagen bei dieser ernsten Predigt über den Text: Charity begins at home — aber wie viel tiefer hätte das angelegt werden können, wenn die wirklichen Schwierigkeiten solchen liebevollen Wirkens, das tiefe Mißtrauen, die andre Art zu empfinden und all die tausend Hemmnisse in der Seele des zu Beglückenden eingehender und überzeugender dargelegt wären! Freilich versucht es die Verfasserin, indem sie die unglückliche Wirkung dieser Bestrebungen auf die Dienstboten schildert. Aber hier ist sie nun nach meiner Meinung in eine Tonart verfallen, die nicht auf der Höhe des Ganzen steht. Ich zweifle nicht, daß viele Leserinnen das Verhalten von Wilhelm und Therese, die als Dienstboten einfach ruinirt werden durch des Oberförsters Humanität, sehr treffend geschildert finden werden. Und doch — dichterisch ist diese Partie zu wenig im Stil des Ganzen, zumal da an diesen doch recht trivialen Umstand die Katastrophe im Hause des Oberförsters angehängt wird. Dies hätte lediglich episodisch behandelt werden müssen. Im Mittelpunkt des Buches steht die mir nicht ganz überzeugende Figur der Frau Lindener, des Oberförsters Schwiegermutter. Sie ist die Vermittlerin zwischen beiden Häusern und Trägerin der Idee, sie ist wie der Chor in der Tragödie Interpretin der Handlung. Die Verfasserin hat sie mit besondrer Liebe gezeichnet. Aber ihr überfließender Optimismus, ihre etwas bewußte Liebesfülle sind nicht frei von einem leisen Hauche von Eitelkeit, ihre Reden sind sehr vortrefflich, aber etwas langatmig. Ich meine, daß ohne diese sehr edle und vornehme Figur die ganze Erzählung ebenso schön und viel straffer, überzeugender gewesen wäre. Warum nicht die Menschen durch die Erlebnisse allein entwickeln, warum nicht die beiden Häuser in direktem Zusammenstoß, etwa gar im Kampf einander beeinflussen lassen, warum überhaupt so viel darüber reden, anstatt die Thatsachen reden zu lassen?

Doch genug. Ich habe die Schwächen des Werkes so stark betont, um nicht ein zu günstiges Vorurteil, das enttäuscht werden könnte, zu erwecken. Ich will aber zum Schluß nicht unterlassen, das interessante, schön geschriebne, jedenfalls durch und durch edle Buch bestens zu empfehlen. J W-G

(Die Wahrheit des Christentums), ihr Gewicht und ihr Erweis. Der Vortrag, den Oberkirchenrat Bard unter diesem Titel auf vielseitiges Verlangen veröffentlicht hat (Schwerin, Bahn, 1892, 60 Pfge.), zerfällt dem Thema gemäß in zwei Teile. Im ersten Teile zeigt der Verfasser in Herz und Gewissen anfassender Weise, wie ungeheuer viel daran liege, ob das Christentum Wahrheit oder Dichtung ist. Wenn Dichtung, so bleibe einzig ein Stand der Dinge, für den nur der Pessimismus die zutreffende Philosophie hergäbe. Der andre Teil ist dem Nachweise gewidmet, daß das Christentum, das historische, positive Christentum, jene Reihe geschichtlicher Thatsachen, zu denen wir uns im zweiten Artikel bekennen, Wahrheit ist. Das ergebe sich einmal daraus, daß eine unbefangne Forschung die Geschichtlichkeit jener Thatsachen konstatire, und zum andern daraus, daß die Botschaft des Christentums erfahrungsmäßig das Heil, die Wahrheit, den Frieden, die Freiheit, den Trost und die Hoffnung vermittle, nach denen das menschliche Herz dürstet.

Da im ersten Teile geschildert worden ist, wie ohne das Christentum der brennende Durst des Menschenherzens nach jenen höchsten Gütern ungestillt bleibt, so erwartet man im zweiten Teile eine Umstellung der beiden Argumente. Und dazu ist man umsomehr berechtigt, als jene Schilderung auf S. 7 abbricht und erst auf S. 29 wieder aufgenommen wird mit dem beweglichen Hinweise darauf, daß der Mensch ohne das Evangelium nicht haben kann den Frieden des Gewissens, die Freiheit von der Selbstsucht und Sünde, wahren Trost unter der Last der Uebel. Aber abgesehen davon wird jeder, der diese Ausführungen Bards liest, ihr „Gewicht“ anerkennen müssen und an sich selbst verspüren.

Dagegen muß ich seine Durchführung des historischen Beweises für die Wahrheit des Christentums, S. 15—27, beanstanden und für eine solche erklären, die ernste Zweifel nicht beseitigen kann und Gründlichkeit und objektive Ruhe vermissen läßt. Denn damit, daß die Authentie der Evangelien erörtert und auf die unbestrittenen Paulusbriefe an die Römer, Korinther und Galater als unantastbare Zeugen für alle Hauptthatsachen der evangelischen Geschichte Bezug genommen wird, ist es doch wahrlich nicht gethan. Da fehlt ja das Wichtigste, das, was Bard selbst von der Glaubwürdigkeit eines Erzählers in erster Linie fordert, S. 16, daß er in der Lage erscheint, die Thatsachen richtig aufzufassen und wiederzugeben. Da wird doch das Bedenken nicht berücksichtigt, daß die Evangelisten und der Apostel Paulus in den Voraussetzungen ihrer Zeit und ihres Bildungskreises gestanden und aus diesem heraus in lebhaft religiösem Interesse natürliche Ereignisse

für wunderbare gehalten hätten. Und da bleibt doch bezüglich der Auferstehung Jesu, die Bard durch 1. Kor. 15, 4—8 auf das glänzendste bezeugt findet, glänzender als irgend eine Geschichte der Vergangenheit, noch die Möglichkeit offen, daß der urchristliche, auch der Paulinische Glaube an die leibliche Auferstehung Jesu durch Christusvisionen und mit Hilfe andrer jüdischer Vorstellungen entstanden sei. Und ich meine, Vertreter der Visionshypothese, wie Holsten und Hausrath, haben sich redlich bemüht, diese Entstehung jenes Glaubens wahrscheinlich zu machen. Nun kann man davon vollständig überzeugt sein, wie das bei mir der Fall ist, daß dieses Bemühen vergeblich gewesen ist, und daß es bis auf diesen Tag noch niemandem gelungen ist, den historisch gegebnen Auferstehungsglauben der Jünger Jesu ohne das Wunder der Auferstehung genügend zu erklären. Dann hat man die Pflicht, diese Ueberzeugung durch Auseinandersetzung mit den Vertretern der Visionshypothese darzuthun; und das kann auch in einem Vortrage durch einige Sätze geschehen. Ohne dies thut man diesen Unrecht, zumal wenn man wie Bard die Sache so darstellt, als ob sie lediglich Hallucinationen und Epilepsie für geeignete und ausreichende Faktoren erklärten, die Entstehung des Christentums begreiflich zu machen (S. 25—27), und als ob das innerste Motiv ihrer Negation der Verdruß darüber sei, daß das Evangelium sie verurteile und ernste sittliche Forderung an die Menschen stelle (S. 22).

Der Vortrag Bards hat, wie ich in Erfahrung gebracht habe, Aufsehen erregt und lebhafte Zustimmung gefunden. Umsomehr halte ich es für angezeigt, auf diese seine bedenklichen Schwächen hinzuweisen. Denn es ist hohe Zeit, daß die Apologie bei der Verwendung des historischen Arguments und bei der Verteidigung der Wunder und der Auferstehung Jesu sich vertieft. Sonst verfällt sie noch gänzlich dem Schicksale, von den Gebildeten nicht beachtet und von vielen Theologen abgelehnt zu werden. St

(Glaube und Glaube) Von D. Achelis, Professor der Theologie in Marburg. Darmstadt, Waitz, 1893. 17 S. 40 Pfge.

Es ist ein Vortrag, gehalten zur Feier des Geburtstags Luthers im Evangelischen Bunde zu Darmstadt am 12. November 1893, den wir unsern Lesern dringend empfehlen möchten. Was evangelischer Glaube sei, ist die Frage, die in allen kirchlichen Kämpfen der Gegenwart uns am tiefsten bewegt. Hier werden auf wenig Seiten in denkbar knappster Form katholischer und evangelischer Glaube einander gegenübergestellt. Nicht durch Definitionen und theoretische Erörterungen will der Marburger Professor seine Zuhörer aufklären: eine Reihe unbestreitbarer Thatsachen läßt er zu ihnen reden. Und wenn seine Rede selbst sehr kurz ist, so wird der aufmerksame Leser bald herausfinden, daß er den Faden seiner Worte leicht weiterspinnen und in Gebiete hinüberleiten kann, die der Vortragende nicht unmittelbar berührt. S E

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 6 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Cand. min., bis zum 1. April noch Hauslehrer, sucht zum 15. April oder später Stellung als **Hilfsprediger.** Gefl. Off. unter **E L 42** an die Exped. d. Bl.

Als **Hauslehrer** wird zum 1. April ein Cand. theol., am liebsten mit best. 1. Examen u. ebs. Seminark. gesucht. Gefl. Off. mit Empfehl. an Rendant **Zeidler, Dahmen** b. Vollrathsruhe, Meckl.-Schw.

Cand. min. sucht z. 1. April leichtere **Hilfspredigerstelle** gegen geringes Gehalt, **event. nur freie Station.** Off. sub **P B 37** an die Exped. d. Bl.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Solange der Vorrat reicht, liefere ich neue Exempl. von
Zöckler, Theol. Handbuch. 3. Aufl. 4. Bde. mit Reg. Geb.
Statt 58,50 Mk. **für 28 Mk.**
Schenkel, Bibellexikon. 5 Bde. mit Abbildungen und Karten.
Statt 40 Mk. **für 12 Mk.**
Dieffenbach, Bibelandachten. 3 Bde.
Statt 17 Mk. **für 7,50 Mk.**
Nissen, Unterredgn. über Katechismus. Statt 9 Mk. **für 2 Mk.**
—, — über die bibl. Geschichten.
Statt 7,20 Mk. **für 3,60 Mk.**
Döllinger, Sektengesch. des Mittelalters. 2 Bde. 1890.
Statt 25 Mk. **für 10 Mk.**
Soeben erschien:
Ant. Anzeiger I. 1894. Konfirmationsgeschenke, Passions- und Osterpredigten.
Johs. Krause, Antiquariat, Halle a/S.

Von der anerkannt **vortrefflich geleit. Zeitschrift f. Pastoraltheol. „Halte was du hast,"** hrsg. von Prof. **D. Sachsse,** sowie **Zeitschrift f. Rel. Unterricht,** hrsg. von **Fauth** u. **Köster,** versenden beh. Abonn. stets gern Probehefte **gratis** u. **fco.**
Reuther & Reichard, Verl.-Bchh., Berlin, Charlottenstr. 2.

Soeben erschien:

Paulus Antipaulinus

Ein Beitrag zur Auslegung der ersten vier Kapitel des ersten Korintherbriefes

von **Heinrich Lisco,** Prediger

Preis broschirt 4 Mk.

Nur zwei Parteien existirten in Korinth. Die judenchristliche Minorität berief sich auf Apollos und Petrus, die heidenchristliche Majorität nannte sich nach Paulus und Christus. Gegen die Paulochristiner kämpft der Apostel im ersten Korintherbrief, 1—4. Er bestreitet die Vermischung von praktischer christlicher Frömmigkeit und theoretischer philosophischer Spekulation, die sich die Träger seines Namens zu Schulden kommen ließen.

Berlin, Februar 1894 G. W. F. Müller

Dr. Amelungs Kuranstalt Königstein im Taunus
in herrlichster Lage, 400 Meter hoch. Mildes Wasserheilverfahren, Massage, Elektrotherapie, Freiluft- und Diätkuren Gute Erfolge, besonders bei Nerven-, Magen-, Hals- und Lungenleiden, Blutarmut, Fettsucht, Rheumatismus, Frauenkrankheiten
Prospekte auf Wunsch

Chronik der Christlichen Welt

Das **Register** zu Jahrgang 1—3 ist soeben erschienen und für den Preis von 20 Pfennig zu haben. Die zwei ersten Jahrgänge (1891 und 1892) können für je 4 Mark nachbezogen werden.

Die Verlagsbuchhandlung

30 Stück 1 M. 60 Stück 2 M. **Konfirmationsscheine** 100 Stück 3 M. 300 Stück 9 M.
in hübscher Ausführung mit zwei Farben gedruckt. Drei Serien in je hundert verschiedenen Denksprüchen und Liederversen
Jährlicher Absatz 30—40 000 Stück! Probeschein gratis
Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh
Bei vorheriger Einsendung des Betrages erfolgt die Zusendung portofrei.

Soeben erschien:

Die Reorganisation der Theologischen Fakultät zu Gießen

in den Jahren 1878 bis 1882

Thatsachen, nicht Legende.

Eine Streitschrift wider Nippold und Genossen

von

D. Bernhard Stade,

Professor in Gießen

8° (IV und 100 S.)

Preis 1 Mk. 60 Pfge.

Verlag der J. Rickerschen Buchhandlung in Gießen

Soeben ist erschienen:

Die Flüchtlinge

Eine Geschichte von der Landstraße

von

Wilhelm Speck

Preis broschirt: 2 Mark

Schutz für unsre Seeleute!

Ein Aufruf an deutsche Menschenfreunde

von

Georg Wislicenus

Preis broschirt: 1 Mark

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig